

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte = Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle = Rivista svizzera di storia religiosa e culturale
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 118 (2024)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

*I. Alte Geschichte:
Tempel, Bestattungen und Anthropologie*

Abraham I. Fernández Pichel (ed.), *Of Gods and Men. Research on the Egyptian Temple from the New Kingdom to the Graeco-Roman Period* (Monografías de Oriente Antiguo 2), Alcalá, Editorial Universidad de Alcalá, 2022, 281 S., ISBN 978-84-18979-18-7.

Die hier zu besprechende Publikation fasst mehrere Fallstudien zu altägyptischen Tempeln zusammen. Der zeitliche Rahmen der in den Beiträgen behandelten Themen spannt sich vom Neuen Reich bis in die griechisch-römische Zeit. Der Inhalt des Buches besteht aus folgenden Kapiteln:

L. Chapon rekonstruiert eine Szene der Dekoration des Henket-anch des westthebanischen Millionenjahrhauses von Thutmosis III.. Die Fragmente (Inv. No. 1180/1105) weisen Reste der aus PT 20 und PT 126 bekannten Formel «*m hꜫh ir.t hr*» auf (15–16). Die Szene hängt entweder mit dem Opferritual oder Mundöffnungsritual zusammen (22).

F. Taterka klärt über die Funktion der historischen Reliefs im Tempel der Hatschepsut in Deir el-Bahari auf. Die allgemein anerkannten historischen Szenen in Deir el-Bahari bestehen aus a) Puntzyklus, b) Reliefs mit dem Obeliskentransport, c) Festszenen (41). Königliche Reliefs mit Inschriften besitzen einen propagandistischen Charakter (42). Die Puntszene soll nach Meinung des Autors auf magische Weise dazu gedient haben, die Expedition in das sagenumwobene Land zu wiederholen (60). Die Interpretation erscheint möglich, kann aber nicht definitiv abgesichert werden.

Ch. Salvador untersucht die Zugänglichkeit des Amuntempels von Karnak. Der Ostsektor konnte mit den Installationen der persönlichen Frömmigkeit von der Allgemeinheit betreten werden (85). Die Mittlerstatuen am 10. Pylon fungierten als Bindeglied zwischen der Welt innerhalb und außerhalb des Tempels (90), was im Ganzen stimmen dürfte.

J. Hourdin behandelt die Kollonaden des Taharka in Karnak. Die Tilgungen der Königsnamen deuten auf die *damnatio memoriae* der napatanschen Könige unter Psammetich II. hin (111). Der Hof des 10. Pylons bildete einen wichtigen Ort für Götterprozessionen (127). Der Stellenwert des Chonskultes in der Kuschitenzeit in Karnak geht auch aus den Inschriften des Monthemhat hervor (129).

N. Marcovic diskutiert Hohepriester von Memphis während der Saiten- und Perserzeit. Die wachsende Weitergabe von Priesterämtern der unterägyptischen Tempel und deren Monopolisierung durch bestimmte Familien tritt in der Mitte des 8. Jhdts. v. Chr. deutlich hervor (142). In der 26. Dynastie fanden Heiraten zwischen Königen und Angehörigen lokaler Priesterfamilien statt (143). Die Serapeumsstele Paris, Musée du Louvre IM 4213 darf mit der Erwähnung von vier Generationen der Eigentümerfamilie als informativstes Denkmal dieser Art gelten (150).

R. Preys wertet die Ritualszenen im Tempel von Dendera aus. Die Szenen mit Tieropfern für Hathor kommen im Tempel nur selten vor (187). Der «Thron des Re» dient als Substitut für den Tempel von Edfu (185). Die Tötung des Krokodils taucht an den Wänden des Tempels von Dendera zehn Mal auf (188). Im Hof der Wabet drückt sich der Unterschied zwischen osirianischen und solaren Themen durch die Tötung der Krokodile auf

der Ostwand und Tötung der Schildkröte auf der Westwand aus (190). Das Opfer der Oryxantilope in den westlichen und östlichen Krypten (no 18–19) ist der Göttin Bastet gewidmet (195).

F. Coppens betrachtet die Nilüberschwemmung in den hydrologischen Prozessionen in ptolemäischen und römischen Tempeln. Die Bezeichnung «*mw rnpi*» «verjüngendes Wasser» kommt seit den Pyramidentexten des Alten Reiches vor (216). Die Personifikation des verjüngenden Wassers lässt sich in den hydrologischen Prozessionen siebzehn Mal beobachten, wobei sich die Belege auf den Horustempel von Edfu, Hathortempel von Dendera und Chnumtempel von Esna verteilen (216). Der jüngste Beleg stammt aus der Zeit des Domitian oder Hadrian (218).

J. Oller Guzmán befasst sich mit den religiösen Gebäuden in Selkis. Das Alter der Stätte liegt zwischen dem 1. und 6. Jhdt. n. Chr. (242). In Sikait konnten bisher vier Tempel bzw. Schreine identifiziert werden (244). Der «Small Temple» zeichnet sich durch eine griechische Inschrift mit der Widmung an Serapis, Isis von Senskis, Apoll und andere Götter aus (244). Der «Southern Temple» gehört mit drei monumentalen Eingängen zu den wichtigsten Bauwerken der Siedlung (249). Die Münzfunde im «Southern Temple» lassen sich vielleicht als Votivgabe verstehen (253).

244: zum «Small Temple» vgl. jetzt J. Oller Guzmán/S. Garcia-Dils de la Vega/D. F. Abella/J. M. Carrasco López/H. A. Gilg/D. E. Maestro/A. M. Pérez/E. M. García, Results of the 2022 Season in the Beryl Mining Area of Wadi Sikait: Excavations in Sikait and Documentation of the Emerald Mines, Thetis, Mannheimer Beiträge zur Archäologie und Geschichte der antiken Mittelmeerkulturen 27 (2022), 7–9

Das Buch ermuntert insgesamt zu einer positiven Bewertung. Die klug ausgewählten Themen werden dem Leser gut verständlich nähergebracht. Die Texte sind in einer flüssig zu lesenden Sprache verfasst. Der Rez. hätte freilich auch ohne den langatmigen Exkurs zur Etymologie des Wortes Propaganda (43–45) leben können. Der leichte Kritikpunkt tut dem ansonsten ordentlichen Eindruck keinen Abbruch.

Bonn

Stefan Bojowald

Burkhard Backes, *Tairkap und Pestjenfi, Zwei Bestattungensembles der Spätzeit im Berliner Ägyptischen Museum* (ÄM 3–6 und 50–54) (Studien zu altägyptischen Totentexten 22) Wiesbaden, Harrassowitz, 2024, 463 S., ISBN 978-3-447-12083-8.

Die hier zu besprechende Publikation macht zwei Sargensembles der ägyptischen Spätzeit aus dem Besitz des Ägyptischen Museums/Berlin zugänglich. Die offenbar gemeinsame Auffindung der Objekte und die Prosopographie der Eigentümer deuten auf Mitglieder derselben Großfamilie hin. Der Inhalt des Buches besteht aus folgenden Teilen: In der Einleitung wird die Forschungsgeschichte und Vorgehensweise skizziert. Die Bestattungensembles fanden bereits 1822 als Teil der Sammlung Minutoli ihren Weg nach Berlin (1).

In Teil I steht die Bestattung der Tairkap im Mittelpunkt. Die Mumie ist noch immer von Leichentuch und Mumiennetz umwickelt (7). Die Interpretation des «*n=f*» als Relikt des vorher ausgelassenen «*nfr*» (9) ist unnötig, die Erklärung als Dativ ergibt durchaus Sinn. Der Innensarg (=ÄM 4) gehört zum typisch spätzeitlichen Modell (11). Der Innenbereich verzichtet ganz auf bildliche Darstellungen (12). Die Außenseite ist mit schwarzen

Hieroglyphen beschriftet (12). Die Übergangszone zwischen Deckel und Wanne wurde erst nach Verschließen des Sarges bemalt (13). Der Deckel fällt außen durch das grüne Gesicht, die blauen Haare und den umfangreichen Brustschmuck auf (71). Die Nut-Formel auf den beiden Särgen der Tairkap lehnt sich an die Version auf den Kastensärgen CGC 41003 und CGC 41018 aus der beginnenden 26. Dyn. an (75). Die Spruchfolge TB 43–45 auf ÄM 4 kommt auf keinem anderen Sarg vor (129). Die plane Rückseite des Außensarges (=ÄM 3) hält sich an die Konventionen der äußeren anthropoiden Särge der Spätzeit (135). Die Dekoration der Außenseite von ÄM 3 bildet die ausführlichere Realisierung des Grundschemas zweiteiliger anthropoider Sargensembles der 25.–26 Dyn. (137). Die Kombination von TB 89, TB 73 und TB 19 auf dem Textschurz bleibt bisher singulär (192). Der Kanopenkasten (=ÄM 6) ist nur auf dem Deckel bildlich und schriftlich dekoriert (200). Die Bestattung der Tairkap kann ins 7. Jhdt. v. Chr. datiert werden (217).

Teil II ist der Bestattung des Pestjenfi gewidmet. Die Mumie ist ebenfalls noch im Originalzustand, wobei das Mumiennetz entfernt wurde (223). Der Innensarg (=ÄM 52) stellt mit der Wiedergabe der Mumie auf einem Sockel einen typischen Vertreter der Spätzeit dar (227). Der Innensarg ist innen vollständig durch Bild und Text dekoriert (227). Die Bilder im Kopfbereich auf Deckel und Wanne weisen solare Züge auf (228). Die Figur der Isis wurde bei ÄM 52 vom Sockel auf den Fußteil des Deckels verschoben (261). Die Sargdekoration zeichnet sich u. a. beim Götterbart durch große Sorgfalt aus (270). Die Auswahl und Anordnung der Bilder und Texte auf ÄM 52 orientieren sich am Standard der Särge der 26. Dynastie (330). Die fünf auf der Außenseite geschriebenen TB-Sprüche deuten auf die rückwärtige Umsetzung einer retrograden Vorlage hin (330). Die Dekorationselemente des Mittleren Sarges (=ÄM 51) sind für die sparsam verzierten Mittelsärge seit der 22. Dynastie charakteristisch (335). Die technische Ausführung der Götter auf der Außenseite der Wanne des heute verlorenen Kastensarges (=ÄM 50) lässt sich anhand alter Photographien als Relief rekonstruieren (347). Der Kanopenkasten (=ÄM 54) besitzt bei fast quadratischem Grundriss eine ungewöhnlich flache Gestalt (366). Die Datierung der Bestattung des Pestjenfi legt das 7. Jhdt. v. Chr. nahe (395).

Teil III enthält den editorischen Anhang. Fazit und Ausblick werden formuliert und die Paläographie präsentiert (403–452). Die Indizes (453–455), Bibliographie (456–463) und Tafeln (1–71) mit Farb- und Schwarzweißaufnahmen der Objekte schließen das Buch ab.

Die folgenden Anmerkungen tragen vielleicht zu einem besseren Gesamtbild bei:

15: die Übersetzung «Flammende» von «*nšr.t*» ist durch «Flamme» zu ersetzen.

20: der Rückbezug des Pronomens «=*ś*» nach «*wrd*» «ermüden» auf die Glieder verstoßt gegen den Numerus, die Verstorbene ist eher selbst das Subjekt.

47: Die Auslassung des «*h*» in «*3h.t*» «Feld» erklärt sich nicht als Folge des Zeilenwechsels, sondern als Assimilation aufgrund des bekannten Lautwechsels zwischen «*3*» und «*h*».

58: Die Unterordnung als Finalsätze von «*tšt=ś n=t tp=t, nwi=ś n=t ʕ.wt=t, š3k=ś n=t iwʃ=k* (sic!), *dmd=ś n=t kš.wt=k* (sic!)» «um dir deinen Kopf zu erheben, um dir deine Glieder zu umsorgen, um dir dein Fleisch einzusammeln, um dir deine Knochen zusammenzusetzen» entbehrt jeder Grundlage, es liegen selbstständige Hauptsätze vor.

79: «das bedeutet die Entstehung des Heh/von Millionen» von «*hpr pw n (n)hḥ*» ist in «das bedeutet das Entstehen von Heh/Millionen» zu ändern, «*hpr*» ist substantivierter Infinitiv und kein nomen actionis.

81: zur Doppelschreibung des «n» in «*mni*» «landen» vgl. ähnlich J. J. Janssen, *Commodity Prices from the Ramesside Period, An Economic Study of the Age of Necropolis Workmen at Thebes* (Leiden, 1975), 103.

98: «ich will deinen Körper bewachen» von «*ḥwi(=i) ḥṣ.wt=t*» ist in «ich will deinen Körper beschützen» zu ändern.

111: die Transkription «*d3i(=i) ṣ.wi=k r 3ḥ.t n.t p.t nb=i (?)*» und Übersetzung «Ich will deine Arme hin zum Horizont des Himmels ziehen, mein (?) Herr» sind verfehlt, richtig muss es «*d3i ṣ.wi=k r 3ḥ.t n.t p.t, nb=i*» «Deine Arme reichen bis zum Horizont des Himmels, mein Herr» heißen.

174: «ich habe dir dein Fleisch behandelt» von «*srwḥ.n=i n=t iwf=t pn*» ist in «ich habe dir dieses dein Fleisch behandelt» zu ändern; «ich sammelte deine Glieder ein» von «*š3k.n=i n=t ṣ.wt=t*» ist in «ich sammelte dir deine Glieder ein» zu korrigieren.

296: «Ich nahe dem Gott» von «*iw=i m tkn ntr*» setzt ein «*iw=i ḥr tkn ntr*» voraus, die Version mit «*m*» lässt sich im Deutschen kaum adäquat wiedergeben.

Die abschließende Bewertung gelangt zu folgendem Ergebnis: Die Beschreibung der Objekte ist durchaus akzeptabel. Die Übersetzung ist aber von zu vielen Unsauberkeiten geprägt, kleinere Fauxpas wurden dabei gar nicht mitgezählt. Der Leser muss sich daher auf gewisse Schwächen des Buches gefasst machen.

Bonn

Stefan Bojowald

Jan Dietrich/Alexandra Grund-Wittenberg/Bernd Janowski/Ute Neumann-Gorsolke (Hg.), *Handbuch Alttestamentliche Anthropologie*, Tübingen, Mohr Siebeck, 2024, XV + 756 S., ISBN 978-3-16-162519-0.

Vor der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die Frage nach dem alttestamentlichen Menschenbild meist als Aspekt innerhalb der Theologie des Alten Testaments oder als Teil der Kultur- und Religionsgeschichte behandelt. Einen ersten systematischen Entwurf mit fachwissenschaftlichem Anspruch legt erst 1973 Hans Walter Wolff mit seiner *Anthropologie des Alten Testaments* (6. Aufl. 2010, mit zwei Anhängen hg. von B. Janowski) vor, in der er drei wesentliche Aspekte entfaltet: Als «Anthropologische Sprachlehre» analysiert er Bedeutung und Verwendung der Grundbegriffe *nəpəš* («Leben[digkeit], Vitalität»), *bāšār* («Fleisch»), *rûḥ* («Atem, Wind, Geist»), *leb/lebāb* («Herz») sowie die grundlegenden Körper- und Wahrnehmungskonzepte. Kennzeichnend ist dabei das Bemühen, anstelle des unter dem Einfluss griechischen Denkens etablierte dichotomische bzw. trichotomische Menschenbild (Leib – Seele bzw. Leib – Seele – Geist) durch eine dem biblischen Befund entsprechende ganzheitliche Deutung des Menschen zu ersetzen. In der «Biographischen Anthropologie» erläutert er die (in unterschiedlichen literarischen Zusammenhängen verschieden profilierten) Auffassungen von Zeit, Schöpfung und Lebensrhythmen. Die «Soziologische Anthropologie» beleuchtet die Lebenswelt des Menschen in den verschiedenen Bezügen zu Familie und hierarchisch gegliederter Gesellschaft sowie gegenüber Gott.

Dieses Standardwerk wurde inzwischen mit einer Reihe kritischer Anfragen konfrontiert (vgl. XIII–XV; außerdem etwa den Forschungsüberblick von B. Janowski, ThLZ, 139 [2014], 535–554), besonders nachdem die biblische Anthropologie etwa ab der Jahrtausendwende als theologisches und interdisziplinär anschlussfähiges Thema neu entdeckt

und in zahlreichen Publikationen Anstöße etwa aus den Disziplinen der Altorientalistik, Kulturanthropologie, der Historischen, Pädagogischen und Philosophischen Anthropologie sowie der Historischen Psychologie oder auch der Kommunikations- und Medienwissenschaft aufgegriffen wurden. Kritisiert wurde im Horizont der durch diesen breiten Resonanzraum veränderten und erweiterten Perspektiven etwa das Festhalten an der Prävalenz des Hörens gegenüber dem Sehen und an «antikanaanäischen Klischees» beim Thema Sexualität (vgl. S. Schroer/T. Staubli, *Die Körpersymbolik der Bibel*, Darmstadt 2005, 12–13) oder die reduktionistische Beschränkung auf lediglich vier anthropologische Grundbegriffe (vgl. A. Wagner [Hg.], *Anthropologische Aufbrüche* [FRLANT 32], Göttingen 2009, 183–199). Zudem erscheint heute eine eingehendere Berücksichtigung der Fragen von Geschlechterdifferenz und Genderproblematik und v. a. der religionsgeschichtliche Vergleich unter Berücksichtigung der Kulturen Ägyptens, des Alten Orients und des antiken Mittelmeerraums geboten.

Diesen Entwicklungen will das vorgelegte Handbuch Rechnung tragen, indem es – unter Beteiligung von über 60 Autorinnen und Autoren – den gegenwärtigen Forschungsstand zusammenfasst, «durch neue Perspektiven, übergreifende Beiträge und interdisziplinäre Akzente» weiterführt und der akademischen Fachwelt, aber auch einem breiteren Adressatenkreis zugänglich macht (vgl. XIII).

Der erste Teil präsentiert als forschungsgeschichtliche Orientierung «Klassiker der Anthropologie» (3–56). Vorgestellt werden biographische Skizzen (samt photographischem Porträt) und kommentierte Werkangaben von Fachwissenschaftlern, die durch Monographien oder einschlägige Aufsätze einen richtungsweisenden Beitrag zur Entwicklung der alttestamentlichen Anthropologie geleistet haben. In diesen Überblick sind aufgenommen: Franz Delitzsch (1813–1890); Henry Wheeler Robinson (1872–1945); Ludwig Köhler (1880–1956); Johannes Pedersen (1883–1977); Walter Eichrodt (1890–1978); Roland de Vaux (1903–1971); Walther Zimmerli (1907–1983); Claus Westermann (1909–2000); Edmund Leach (1910–1989); Hans Walter Wolff (1911–1993); Leo Adler (1915–1978); Mary Douglas (1921–2007); James Barr (1924–2006); Klaus Koch (1926–2019); John W. Rogerson (1935–2018).

Teil II enthält detaillierte «Begriffsartikel» (59–516), die wesentlichen übergreifenden Themenfeldern zugeordnet sind, in die jeweils eine knappe Einleitung einführt. Behandelt werden Aspekte der Gegenstandsbereiche:

1. «Lebensphasen» (59–89) mit Artikeln zu den biographischen Etappen von Geburt, Kindheit, Adoleszenz und Erwachsenenalter bis hin zu Alter und Tod sowie zu den familiären Übergangsriten beim Eintritt in die jeweiligen Phasen.

2. «Person» (91–180): Ausgehend von einem «konstellativen Personenbegriff» (= Wahrnehmung des Menschen als aus einzelnen Teilen und Organen zusammengesetzte Ganzheit und eine für das Selbstverständnis wesentliche Einbindung in soziale Zusammenhänge) werden etwa «Gefühle und Emotionen», Begriffe für innere und äußere Körperteile oder psychische Verfasstheiten (z. B. «Resilienz», «Trauma», «Vulnerabilität») behandelt.

3. «Soziale und ethische Aspekte» (181–277), d.h. die Abhängigkeit von der konkreten Umwelt und die Einbindung in die Beziehungen zu Gott, den Mitmenschen und zur (etwa ökonomisch grundlegenden) Tierwelt.

4. «Kultur und Kommunikation» (279–322) in den Ausprägungen von Denkformen und Medien kultureller Sinnbildung und Identität (wie «Erinnerung und Gedächtnis», «Musik», «Schrift und Schreiber», «Sprache» oder «Tanz»).

5. «Recht» (323–355) als historisch gewachsene, sozial bindende und ethnisch differenzierende Größe im Zusammenspiel mit Fragen von Religion, Ethik und Moral.

6. «Wirtschaft und Gesellschaft» (357–420) stehen in einem engen Interdependenzverhältnis: Nach der bronze- und früheisenzeitlichen Dorfkultur bewirkt die einsetzende Urbanisierung beim Übergang zur Staatlichkeit eine gesellschaftliche Differenzierung, die Ursache einer sich verschärfenden Kluft zwischen Arm und Reich wird (mit Erläuterungen etwa zu «Berufe, Berufsgruppen», «Dorf und Stadt», «Steuern und Abgaben»).

7. «Religion» (421–489): Ausgehend von einer funktionalen Definition, die das Religiöse in seiner Wirkung als Mittel der Kontingenzbewältigung betrachtet, werden die historischen, sozialen und geographischen Kontexte von Religion in Israel und seiner Umwelt behandelt (mit Artikeln etwa zu «Fest, Feste», «Glaube», «Gottesfurcht», «Kult und Kultkritik», «Opfer», «Sünde» oder «Tempel»).

8. «Raum und Zeit» (491–516) geben die Bedingungen des individuellen und sozialen Lebensrhythmus' vor und sind zugleich mit symbolischen Bedeutungen verknüpft, die Ausdruck des Weltbilds sind (mit Erläuterungen zu «Kalender», «Kulturland und Wüste», «Natur, Naturerfahrung», «Raum», Raumvorstellungen», «Weltbild», «Zeit, Zeitvorstellungen»).

Teil III behandelt die «Anthropologischen Konzeptionen» (519–722) in ihrer Pluralität, wie sie in den unterschiedlichen alttestamentlichen Traditionen greifbar wird. Dargestellt wird (jeweils mit einleitenden Begriffsbestimmungen und literaturgeschichtlichen Hinweisen) die Anthropologie in den zentralen Literaturbereichen: Urgeschichte (519–532), Erzelternerzählungen (533–544), Priesterschrift (v. a. in Levitikus und Numeri) (545–557), Deuteronomium (558–569), Geschichtsbücher (Samuel- und Königsbücher) (570–581), Prophetenbücher (582–593), Psalmen (594–606), Weisheitsliteratur (607–619), Hohes Lied (620–631), ergänzt durch Beiträge zur «Rechtsanthropologie» (632–642), Bildanthropologie (643–656), der Anthropologie der Septuaginta (657–679) und der Texte von Qumran (680–696), in den deuterokanonischen und pseudepigraphischen Schriften (697–707) und abschließend zu «Impulsen der alttestamentlichen Anthropologie für die christliche Theologie» (708–722).

In seinem – hier nur anzudeutenden – Materialreichtum, der Breite der interdisziplinär behandelten Einzelaspekte und der synthetischen Orientierung (sowie nicht zuletzt durch zahlreiche weiterführende Literaturhinweise) gibt das Handbuch umfassend Einblick in die zentralen Textzeugnisse und literarischen sowie lebensweltlichen Kontexte zu den alttestamentlichen Auffassungen vom Menschen und den Deutungen menschlicher Existenzbedingungen. Für jede künftige Beschäftigung mit Fragen der biblischen Anthropologie werden seine reichen Informationen ein unverzichtbarer Referenzpunkt sein.

Fulda

Stephan Lauber

II. Mittelalter: *Machtkonstellation, Häresie und Frauen*

Dan Jones, *Mächte und Throne. Eine neue Geschichte des Mittelalters. Aus dem Englischen von Heike Schlatterer* (Original: Powers and Thrones. A New History of the Middle Ages, Head of Zeus 2021), München, C.H.Beck, 2023, 793 S., ISBN 978-3-406-80625-4.

Mit seinem Werk *Mächte und Throne* trifft der Autor das ungebrochene Interesse eines breiten Publikums an der Geschichte des Mittelalters. Im Unterschied zu den zahlreichen Publikationen anderer Autoren und Autorinnen, welche sich auf ganz bestimmte Themen dieser Epoche beschränken, möchte dieses Werk das gesamte Mittelalter abdecken – 1000 Jahre auf knapp 800 Seiten.

Wie Jones in der Einleitung selbst schreibt, will er die Lesenden dabei nicht nur informieren, sondern auch unterhalten. Dass ihm beides ein Anliegen ist, wird bereits durch seine Ausbildung und Arbeit ersichtlich. Der Cambridge-Absolvent studierte Geschichte, arbeitet heute als Journalist und moderierte mehrere englische Fernsehdokumentationen über verschiedene historische Themen Grossbritanniens. Er schrieb bereits einige Bestseller, so über die Plantagenet-Dynastie, die Rosenkriege, die Magna Charta und weitere – alle mit Fokus auf England. In *Mächte und Throne* sprengt er den englischen Horizont und geht darüber hinaus – weit darüber hinaus!

Das Buch ist aufgebaut in vier Teile zu je vier Kapiteln mit einer variierenden Anzahl Unterkapiteln. Im Anhang folgen ein «Anmerkungen» genanntes Quellenverzeichnis, ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister; ergänzt wird der Text durch 42 passende und hochwertig reproduzierte Abbildungen.

Im ersten Teil «Imperium» spannt Jones den Bogen vom Untergang des weströmischen Reiches über die «Barbaren», die Byzantiner zu den Arabern. Unter der Überschrift «Herrschaft» behandelt der zweite Teil neue aufstrebende Reiche am Beispiel der Franken, jeweils das Mönch- und das Rittertum sowie ihre Symbiose in den Ritterorden, und die Kreuzzüge. Mit dem dritten Teil «Wiedergeburt» richtet er den Blick auf das Reich der Mongolen, auf das Handelswesen, auf Gelehrte und Baumeister. Über die fatale Zeit der Pest mit ihren Auswirkungen, die Erneuerer, einer ganzen Reihe von Vertretern der intellektuellen und künstlerischen Welt des ausgehenden Mittelalters, die Seefahrer und schliesslich die Protestanten schreibt er unter dem Titel «Revolution» im vierten und letzten Teil. Er behandelt also insgesamt bekannte Hauptthemen des Mittelalters. Der mit dem Desaster des Niedergangs Westroms begonnene Erzählkreis schliesst sich wiederum in der Stadt Rom mit dem Massaker des «Sacco di Roma» (1527).

Jones versteht es sehr gut beim Beginn jedes neuen Kapitels, bei der Leserschaft eine erwartungsvolle Spannung aufzubauen, indem er die Erzählung mit konkreten Begebenheiten oder Persönlichkeiten einleitet. So setzt z.B. das Kapitel über die Mönche mit einer Anekdote über den Herzog Wilhelm von Aquitanien ein, der ein neues Kloster stiften wollte und dazu einen geeigneten Platz suchte; auf Drängen des Abtes Bruno, den er um Rat gefragt hatte, verzichtete Wilhelm schliesslich auf das Land rund um seine Lieblingsjagdhütte; an dem Ort entstand das Kloster Cluny. In ähnlicher Form beginnt das Kapitel über die Seefahrer mit der Schilderung einer monströsen Kanone, die bei der Belagerung von Konstantinopel 1453 eingesetzt wurde.

Ebenfalls interessant ist, wie es Jones immer wieder versteht, einen neuen Blick auf bekannte historische Tatsachen zu lenken. Im Kapitel «Seelen zu verkaufen», indem er die Aufmerksamkeit auf das Schicksal der Sklaven im Zusammenhang mit dem Untergang Roms richtet, oder wenn er packend und mit neuen Akzenten die verschiedenen Völkerwanderungen schildert, deren Ursache er vielleicht etwas zu anachronistisch auch in den damals sich verändernden klimatischen Bedingungen sieht und zwar in einer Dürreperiode, die zwischen 350 und 370 in Ostasien herrschte.

Je mehr sich das Buch dem Jahr 1500 nähert, umso mehr Persönlichkeiten, Künstler und Wissenschaftler, betreten die Bühne; Christoph Kolumbus, der bei der Übergabe der Alhambra 1492 anwesend ist, Francesco Petrarca erfindet die Liebeslyrik, Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer, Johannes Gutenberg, Martin Luther, etc. Dabei weiss Jones über fast jeden irgendwelche Anekdoten zum Besten zu geben: z.B. dass da Vinci ein Vegetarier war.

Des Weiteren ist der Autor bemüht, immer wieder mal Gegenwartsbezüge herzustellen. So vergleicht er das Auseinanderbrechen des Karolingerreichs nach dem Tod Karls des Grossen mit dem Zerbrechen der Solidarität unter den blutsverwandten europäischen Monarchen vor dem ersten Weltkrieg. In den Konflikten, die um Petrus Abaelard und John Wyclif entstanden, macht er eine «cancel culture» oder «wokeness» aus, sieht die Gründung von Klöstern durch Fürsten um ihres Seelenheilwillens und heutige CO₂-Kompensierungsprojekten in ähnlichem Licht, oder zieht Parallelen zwischen der Pestepidemie und der während der Buchentstehung grassierenden Covid-19 Pandemie. Das gelingt ihm manchmal mehr, manchmal weniger, sind doch einige Vergleiche sehr gewagt, besonders, wenn sie mit heutigen Termini um- oder beschrieben werden.

Bereits in der Einleitung gibt Jones selbst jedoch zu bedenken, dass vieles nicht berücksichtigt werden konnte, da die ganze Zeitspanne viel zu umfangreich und zu komplex ist. Durch das recht kühne Unterfangen, eine solche Zeitepoche in knapp 800 Seiten zu Buche zu bringen, war eine Selektion der Themen und Schwerpunkte unvermeidbar. Dabei bleibt jedoch bei so mancher Thematik, wie z.B. den Ursachen des ersten Kreuzzugs, eine vertiefte Analyse auf der Strecke, die entscheidend für ein ausgewogenes Verständnis wäre. Jene, die sich in ein konkretes Thema vertiefen möchten, werden auf die nicht so ausführlichen Anmerkungen mit Quellenangabe im Anhang verwiesen. Das macht einerseits das Lesen flüssiger, andererseits das Überprüfen mühsamer. Hier zeigt sich bei ihm der journalistische, populärwissenschaftliche Einschlag, dem nicht so sehr an einer gründlichen Vertiefung und Analyse gelegen ist, als an einer guten, markigen Story; dem entsprechen auch die zahlreichen kurzweiligen und unterhaltsamen Details und Geschichten. Die Grenzen zwischen seinem historiografischen Anspruch und einem historischen Roman scheinen manchmal verschwommen zu sein. Insbesondere wenn Jones auf die Positionen, Handlungen oder die Lehre der katholischen Kirche eingeht, was eine vertiefte kirchengeschichtliche Kenntnis erfordert, zeigt er sich nicht selten ungenau und tendenziös ironisch. Immer wieder fällt er auch in alte Klischees zurück, die von der neueren Forschung widerlegt sind; so z.B., wenn er das Narrativ vom sexuell zügellosen Papst Alexander VI. wiedergibt, oder wenn Innozenz III. in Bezug auf die Katharer-Frage einseitig auf machtpolitische Aspekte reduziert wird. In einem solch umfangreichen Werk können sich auch Fehler einschleichen: so war Alphons VI. (León) nicht der Sohn Sanchos II. (Kastilien), sondern dessen Bruder (vgl. S. 298).

Schliesslich ist zu bemerken, dass der Autor in der Vorbemerkung zwar angibt, mit Ausnahme von Australien und der Antarktis jeden Kontinent zu behandeln, dann jedoch in der

Einleitung selbst zu bedenken gibt, die behandelte Zeitspanne fast hauptsächlich auf Europa zu konzentrieren und die Geschichte aus westlicher Perspektive zu erzählen. Und tatsächlich, nur wenn Europa irgendwie betroffen ist, spielen aussereuropäische Mächte eine Rolle, wie z.B. beim Ansturm der Mongolen oder der Ausbreitung des Islam; Afrika findet Erwähnung in Zusammenhang mit den portugiesischen Seefahrern, Indien und China insofern Europäer sie bereisen.

Nichtsdestotrotz erreicht Jones mit Sicherheit sein Ziel: informieren und unterhalten. Das gelingt ihm sehr gut. Das Buch liest sich leicht und motiviert stets, die jeweils nächsten Seiten in Angriff zu nehmen. Seine Anekdoten und konkreten Beispiele bereichern die sonst eher trockenen Fakten und sorgen hie und da für Staunen oder Schmunzeln. Allen Geschichtsinteressierten, die in die mittelalterliche Geschichte eintauchen und dabei kurzweilig unterhalten werden wollen, kann dieses Buch als Freizeitlektüre empfohlen werden. Wer eine vertiefte Wissensaneignung sucht, der ist mit spezialisierten Sachbüchern besser bedient.

Chur

Manuel von Däniken

Markus Krumm/Eugenio Riversi/Alessia Trivellone, *Die Erfindung der Katharer. Konstruktion einer Häresie in Mittelalter und Moderne*, Regensburg, Schnell und Steiner Verlag, 2023, 208 S., ISBN978-3-7954-3797-8.

Das im Jahr 2023 im Schnell und Steiner Verlag erschienene Buch der Historiker Markus Krumm von der Universität München, Eugenio Riversi von der Universität Bonn und Alessia Trivellone von der Université Paul Valéry in Montpellier beleuchtet die Geschichte der Katharer, die ab dem 12. Jahrhundert in Südfrankreich die damalige Amtskirche vor neue Herausforderungen stellten, aus einem neuen Blickwinkel. Bislang ging man in der Katharerforschung von drei Prämissen aus: 1) Die Katharer waren Dualisten. 2) Die Katharer entwickelten sich aus den vom Balkan stammenden Bogomilen. 3) Die Katharer etablierten eine Gegenkirche.

Das vorliegende Buch entspringt der jüngeren Forschung zu den Katharern, in der grundlegende Fragen noch einmal neu gestellt werden. Lässt sich von einer einheitlichen katharischen Häresie sprechen? Wie konkret lässt sich ihre Abstammung vom Balkan rekonstruieren? Ist Dualismus tatsächlich Kern des katharischen Glaubens? Vereinfacht gesagt gibt es in der Katharerforschung heute zwei Lager. Eine Partei vertritt das traditionelle Bild des Katharismus, die andere Partei stellt eben dieses in Frage. Im letzten Kapitel des vorliegenden Buches werden die Historiker Robert I. Moore, Mark Gregory Pegg und Julien Théry als Vertreter des neueren Bildes des Katharismus benannt. Jedoch sind mit Peter Biller und John Hugh Arnold auch Vertreter des traditionellen Bildes zu finden.

In dem 208 Seiten langen Buch werden die Katharer als Konstruktion aus Mittelalter und Moderne ins Zentrum gerückt. Ein besonderes Augenmerk wird hierbei auf die schwierige Quellenlage gelegt, mit der sich Historiker*innen konfrontiert sehen. Mit Abstand der grösste Teil der vorhandenen Quellen stammt aus der Feder von Protagonisten der Amtskirche. Viele der Quellen erwähnen die Katharer nicht explizit. Sie sind sehr vage und nicht einheitlich. Auch auf die Entwicklung des Begriffs «Katharer» wird näher ein-

gegangen. Hier hervorzuheben sind die Schriften des in den Rheinlanden lebenden Zisterziensermönchs Eckbert von Schönau (gestorben 1184). Diese sprechen zwar von «Katharern», Eckbert bedient sich hier allerdings bei Augustinus, der seinerseits die Bewegung der Novatianer in seinen Werken als «Katharer» bezeichnete. Im Hochmittelalter war es gang und gäbe, sich bei den Kirchenvätern zu bedienen, um Namen für neue häretische Bewegungen zu finden. Ebenso werden die äusseren Umstände des Albigenserkreuzzuges dargestellt. So spielte die politische Lage um 1209 eine grosse Rolle beim Ausbruch dieses Waffengangs. Die Gegenreformation schuf Jahrhunderte später eine ganze Reihe neuer Feindbilder. In der Neuzeit kommt den Katharern zudem eine identitätsstiftende Rolle zu. So ist Okzitanien heute allgemein auch als «Katharerland» bekannt und lockt so jedes Jahr Touristen in den Süden Frankreichs, die sich auf die Spuren der seit mittlerweile über 800 Jahre verschwundenen Katharer begeben wollen.

Das Buch ist gut lesbar und sehr verständlich geschrieben. Die Thesen des Buches werden kongruent dargestellt und mit ausführlichen Quellenwerk belegt. So sind die Gedankengänge der drei Autoren gut nachzuvollziehen. Das letzte Kapitel des Buches gibt einen tieferen Einblick in die neuere Forschung. Es legt anhand von zwei jüngeren Veröffentlichungen dar, welche Standpunkte von welchen Historikern vertreten werden. Indem auf beide Lager eingegangen wird, ermöglicht das Buch dem Leser einen weitgefassteren Einblick in die gegenwärtige Debatte und gibt zudem Anregungen für vertiefende Lektüre. Die Thesen, die das Buch aufstellt, würden, wenn sie in Zukunft allgemein rezipiert werden, durch die Dekonstruktion des bisherigen Bildes des Katharismus innerhalb der Katharerforschung sowie innerhalb der Häresiegeschichte allgemein, zu einem Paradigmenwechsel führen, da die gesamte bisherige Häresiegeschichte unter den Prämissen der neu gewonnenen Erkenntnisse betrachtet werden müsste. Es wird spannend sein, die Entwicklungen weiterhin zu verfolgen.

Chur

Elisheba Schmid

Dietmar Mieth, *Ketzerflammen in Paris. Marguerite Porete, Meister Eckhart und die Intrigen der Inquisition*, Hannover, Der blaue Reiter, 2024, 281 S., ISBN 978-3-933722-88-1.

Der Titel des zu besprechenden Werkes verrät nicht geradeswegs, wovon das faszinierende Buch handelt. Glücklicherweise verdeutlicht der Untertitel bereits, dass darin von Marguerite Porete die Rede ist. Die Autorin des berühmten «Spiegels der einfachen Seelen» (*Miroir des simples âmes*) wurde am 1. Juni 1310 auf der Place de grève in Paris von der Inquisition dem Feuertod überantwortet. Der Roman des früheren Professors für Theologische Ethik an der Universität Tübingen wagt den Versuch, die Bedeutung dieses Ereignisses im intellektuellen, religiösen und politischen Kontext zu situieren und zu deuten. Zugleich aber will der Autor zweifellos die Leserschaft mit der gegenwärtigen Bedeutung sowohl dieser vergangenen Ereignisse als auch der einbezogenen Schriften und vor allem der darin entwickelten Gedanken konfrontieren. Die gelingt ihm, wie es mir scheint, dank einer beeindruckenden Konstruktion des Romans, der verschiedenen Akteuren, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, das Wort erteilt. Natürlich kommt Marguerite selber zu Wort, sie berichtet von ihrem Lebensweg (41–45); sie erinnert daran, dass die Beginen den «Weg der Liebe ausserhalb der Konventionen» (83) wählen; sie fasst die wichtigsten Punkte ihrer

Lehre zusammen: «Unsere Liebe ist unsere Vernunft» (82). «Und so ganz bin ich verwandelt, dass ich vor Liebe meinen Eigennamen verloren habe» (169). «Die vollkommene Freiheit kennt kein Worumwillen» (175).

Die Leserschaft begegnet indes vor allem anderen Personen, die mit den Ereignissen um 1310 in irgendeiner Weise verbunden sind. Unter den verschiedenen Figuren, die das Wort ergreifen, ist vornehmlich der Zisterzienser Paul, ein Mönch des Klosters von Sénanque, den die Verurteilung und der Tod von Marguerite tief erschüttert hat, zu erwähnen. Die Ereignisse in Paris, die zur Hinrichtung von Marguerite geführt haben, haben sein Leben verändert. Er spricht sogar von einer «Bekehrung vom Saulus zu Paulus» (228). Der Grossinquisitor, der Dominikaner Wilhelm von Paris (Guillelmus de Parisiis) verteidigt dagegen seinen Prozess gegen die Templer, der bekanntlich 1310 zur Exekution von 54 Templern führte. Er erklärt, die Kirche brauche eine «genaue Diagnose für das Gift des Geistes. Die Inquisition ist die Diagnostik des Geistes» (97). Er, für den die Kirche «der Ort des gesunden Glaubens» (102) ist, versteht die Vernunft als einen «Fallensteller für solche, die ein Bekenntnis verweigern» (99). Überraschend ist der Auftritt von Gottfried von Fontaines, dem Pariser Theologieprofessor (139–143). Allerdings kann hier daran erinnert werden, dass in der lateinischen und altenglischen Übersetzung im 140. Kapitel des «Spiegels» erwähnt wird, dieser Pariser Theologieprofessor habe das Werk geprüft und habe darin nichts Anstössiges gefunden. Mieth zitiert aus den Quodlibeta dieses Professors, wo er die Vorteile der freien Diskussion für die Wahrheitssuche betont: «Denn derjenige, der gegen sein – sich in diesem Falle irrendes – Gewissen handelt, begeht immer eine schwerere Sünde als derjenige, der seinem Gewissen folgt» (141). Die Beziehung von Marguerite zu Gottfried ist übrigens auch schon wissenschaftlich geprüft worden (vgl. Sean L. Field, *The Master and Marguerite: Godfrey of Fontaines' praise of The Mirror of Simple Souls*, in: *Journal of Medieval History*, 35/2 [2009], 136–149).

Besonders bemerkenswert ist die vom Autor inszenierte Beziehung zwischen Marguerite mit Meister Eckhart, der ja bekanntlich ab 1311 erneut in Paris lehrte. Beide teilen die Hochachtung der Volkssprache: Mieths Eckhart sagt «neue Sprachen prägen neue Erfahrungen» (61). Aus einem Gespräch mit Marguerite lernte der deutsche Dominikaner nach der Fiktion von Mieth «das «Leben ohne Worumwillen» (*sans pourquoi*), die totale Abgeschiedenheit der Wünsche, die Vorstellung von einem fernnahen Gott, die Verwandlung der Innerlichkeit unserer Seele» (64) kennen. «Wie Marguerite sage ich auch: «Liebe» ist der Schlüssel zu allem» (180). Beiden ist nach Mieth der «Weg ausserhalb der Konventionen» (83) gemeinsam, aber auch das Bewusstsein, dass eine radikale Wende in der Gesellschaft und der Kirche notwendig ist. Zur Zeit der Hinrichtung von Marguerite war auch Raymundus Lullus in Paris, der bekanntlich von 1309–1311 daselbst lebte. Wie Eckhart und Marguerite ist auch er von der Bedeutung einer «Übersetzung der Theologie und der Philosophie des Christentums in die Volkssprache» (256) überzeugt. Die vom Autor inszenierte Beziehung von Eckhart und Lull zu Marguerite – nicht sosehr im wörtlichen, historischen, sondern im übertragenen Sinne – ist nach meiner Einschätzung der wichtigste Aspekt des Buches. Die drei Personen sind, nach der Auffassung von Mieth, sich einig: «Wir brauchen wirklich eine andere Gesellschaft und eine andere Kirche» (73). Mieth beschliesst das Buch mit einem persönlichen Nachwort: «Marguerite heute lesen». Wenn ich richtig verstehe, distanziert er sich hier von einer falsch verstandenen «Liebe als Selbstauslöschung» (wie sie gewisse Passagen im Spiegel suggerieren) und er formuliert schliesslich einen Traum: eine genaue Erforschung des Häresieprozesses «gegen eine Frau, die [...] zu

Unrecht als Ketzerin verbrannt wurde» (275) als Anfang der kirchlichen Aufarbeitung ihrer irdischen Ungerechtigkeiten.

Diese knappen Hinweise auf die inhaltliche Vielfalt des rezensierten Buches verdeutlicht das Interesse, das es zweifelsohne verdient. Es stimmt die Leserschaft nachdenklich, aber öffnet durch die Erzählung des Vergangenen neue Perspektiven der Reflexion auch die Gegenwart betreffend. Die Annäherung des «Spiegels» an Meister Eckhart und Raymundus Lullus finde ich ausnehmend anregend und aufschlussreich. In der Tat haben die drei Personen Dimensionen des Denkens und Handelns entworfen, die das nachdenkliche Verweilen tatsächlich verdienen. Von besonderer Wichtigkeit ist zweifellos, dass alle drei – Marguerite, Eckhart und Lull – der Volkssprache (Französisch, Deutsch und Katalanisch) für die Verbreitung und die Formulierung ihrer Lehren – der Lehren des Christentums – besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Dante, der einmal kurz erwähnt wird (und der möglicherweise um 1310 ebenfalls in Paris war) verfolgte durchaus dasselbe Bemühen. Die Adressaten und das Publikum der vier Personen waren Laien. Das ist von besonderer Tragweite. Und es scheint mir unbezweifelbar, dass diese Beziehung zu einem Laienpublikum eine spezifische Transformation nicht allein der Form, sondern vornehmlich der Inhalte des Denkens – und insonderheit der Theologie – ermöglicht und bewirkt hat. Mieth berücksichtigt dies durchaus und hebt es hervor. Es ist indes nicht bedeutungslos, dass diese Bezugnahme der Theorie auf die Laien auch im Bereich des politischen Denkens wirksam war und die Möglichkeiten einer zukunftssträchtigen, laikalen politischen Theorie eröffnet hat.

Paris

Ruedi Imbach

Laura Swan, *Die Weisheit der Beginen. Geschichte und Spiritualität einer mittelalterlichen Frauenbewegung*. Aus dem Englischen von Katalene Mauritz, Brita Lieb und Cornelia Perthes (Original: *The Wisdom of the Beguines. The Forgotten Story of a Medieval Women's Movement*, BlueBridge 2014), Freiburg im Breisgau, Herder Verlag, 2023, 222 S., ISBN 978-3-451-39641-0.

Die US-amerikanische Benediktinerin Laura Swan entführt die Lesenden in ihrem Buch *Die Weisheit der Beginen* in die faszinierende Welt des auch für das Gebiet der heutigen Schweiz wichtigen Beginentums. Das Hochmittelalter wurde in subtiler Weise von den Beginen mitgeprägt. Diese «religiösen» Frauen lebten ein frommes und zumeist gemeinschaftliches Leben. Ohne formale Klostergeübde standen sie an der porösen Grenze zwischen Laien- und Ordensstand. In einer Zeit, in der Frauen oft auf die Rolle von Ehefrau oder Nonne in Klausur festgelegt waren, eröffnete das Beginen-Dasein neue Möglichkeiten spiritueller, sozialer und wirtschaftlicher Selbstbestimmung.

Swan zeichnet ein lebendiges und detailreiches Bild einiger spiritueller Pionierinnen des so genannten Mittelalters. Inmitten einer patriarchalen Gesellschaft fanden sie einen einzigartigen Weg, um ein Leben der Frömmigkeit, des Dienstes am Nächsten und des Gemeinschaftslebens zu bestreiten. Die soziale und religiös-kirchliche Landschaft des Hochmittelalters, die die Entstehung der Beginen förderte, beschreibt Swan ebenso wie sie einen Einblick in ihre Praxis (z.B. Predigtstätigkeit) und das spirituelle Schrifttum der Beginen bietet. Besonders beeindruckend ist, wie die Autorin die Relevanz und Bedeutung der

Beginen für die heutige Zeit herausstellt, indem sie deren Prinzipien der Gemeinschaft, des Dienstes und der inneren Freiheit in den modernen Kontext stellt.

Das Buch stammt im englischen Original aus dem Jahr 2014: *The Wisdom of the Beguines – The Forgotten Story of a Medieval Women's Movement*. Die Veröffentlichung in deutscher Sprache erfolgte knapp zehn Jahre danach, 2023 im Herder-Verlag, unter dem leicht veränderten Titel *Die Weisheit der Beginen. Geschichte und Spiritualität einer mittelalterlichen Frauenbewegung*. Bereits der Titel lässt vermuten, dass die Beginen im europäischen Raum bekannter sein müssen als auf dem amerikanischen Kontinent, denn im kontinentaleuropäischen Kontext sind die Beginen nicht gänzlich vergessen worden, sie erleben sogar eine Art «Revival»: Anlass für die Übersetzung war die Anfrage des Dachverbandes der Beginen e.V. aus Deutschland, welcher das Buch an seiner zweiten Internationalen Tagung präsentierte. Die Übersetzung verantworteten schliesslich drei moderne Beginen.

Das Hardcover zeigt ein von Roger van der Weyden (1399–1464) erstelltes Bildnis einer jungen Frau mit Flügelhaube um 1435 und gibt eine erste Vorstellung, wie eine Frau im Mittelalter gekleidet sein konnte. Ebenfalls in Anlehnung an das Mittelalter wird im Buch eine Antiqua-Schrift verwendet; Grossbuchstaben und Serifen sind lateinischen Buchstaben nachempfunden. Jeweils der erste Buchstabe der Kapitel wird als schlichtes Initial dargestellt, womöglich eine Hommage an die Tätigkeit der Beginen in der Buchproduktion und -illustration.

Das Grusswort, das Fazit sowie die Bibliographie mitsamt den verschiedenen Registern weisen auf den wissenschaftlichen Anspruch des Buches hin. Die Autorin nutzt einen populärwissenschaftlichen Schreibstil und verbindet historische Fakten mit ausgeprägt erzählerischen Elementen. So verleiht sie dem Buch eine lebendige sowie fesselnd-narrative Facette. Aus diesem Grund zeigt sich das Buch nicht nur für Historiker:innen interessant, sondern ist für ein breites Publikum mit Interesse an spirituellen und sozialen Frauenbewegungen im Mittelalter gedacht. Die Autorin stützt sich inhaltlich auf über zweihundert englischsprachige Veröffentlichungen.

Laura Swan startet das erste Kapitel (S. 19–31) mit der Frage, wer die Beginen überhaupt waren und beschreibt, dass die Bezeichnung «Begine» ursprünglich als Spott im Rahmen einer Fremdbezeichnung genutzt und mit «vorgetäuschter Frömmigkeit» in Verbindung gebracht wurde, wobei der Begriff aufgrund von regionalen Sprachunterschieden nicht überall gleich Verwendung fand. Wichtig waren den Beginen, welche aus verschiedenen sozialen Schichten stammten, vorab die soziale Unabhängigkeit, die sie durch Bildung, Immobilienbesitz und Handwerk erlangten.

Das zweite Kapitel (S. 31–58) berichtet der Leserschaft über mehrere bestätigte sowie mutmassliche Beginen aus verschiedenen Ländern in Europa. Es wird schnell klar, dass es in fast ganz Europa Beginen sowie Beginenhöfe gegeben haben muss. Auf letztere geht die Autorin im dritten Kapitel (S. 59–80) ein und beschreibt sehr bildhaft, wie die Frauen in einem belebten Begijnhof in Flandern lebten. Diese mächtigen Beginenhöfe, welche in vielen grösseren Städten insbesondere im heutigen Belgien, den Niederlanden und im Norden Frankreichs existiert haben, spielten für das damalige Stadtbild eine zentrale Rolle. Im kurzen vierten Kapitel (S. 82–93) geht Swan auf die wichtige Rolle der Krankenpflege und der sozialen Fürsorge (Diakonie) ein, den daraus entstandenen Leprosorien ausserhalb der Städte sowie der bedauerlichen Kehrseite der Dienste der Beginen, die in Vorwürfen zur sexuellen Devianz mündeten (S. 88).

In den folgenden drei Kapiteln fokussiert die Autorin dann auf die Spiritualität (S. 94–115), die Barmherzigkeit (S. 116–129) und den Einsatz der Beginen als Predigerinnen und «bibliodramatische» Darstellerinnen (S. 130–147). Sehr üppig wird über die mystischen Erlebnisse der Beginen, einschliesslich Levitationen und Stigmata, berichtet. Zu der Gruppe der Stigmatisierten gehören gemäss der Autorin nebst Maria von Oignies (1177–1213), Elisabeth von Spalbeek (1248–1316) und Gertrud von Oosten (gest. 1358) auch Christina von Stommeln (1242–1312) sowie Ida von Löwen (gest. 1300), wobei in der weiterführenden Literatur nicht alle unbedingt als Beginen definiert werden (vgl. S. 105). Auch das für damalige Zeiten verbreitete Verständnis des Fegefeuers als prekärer Zwischenort im Jenseits wird eingehend beschrieben, bevor weitere Beginen vorgestellt werden, welche für Visionen und ekstatische Erlebnisse bekannt wurden. Ein eindrückliches Beispiel davon war Christina Mirabilis (1150–1224) oder auch «die Wunderbare» (S. 131). Beschrieben wird im Buch ihre leidenschaftliche Art, als Frau zu predigen, die Levitation aus dem Sarg heraus bis hin zum Dachsparren nach ihrem vermeintlichen Tod und die Rückkehr ins Leben aus dem Fegefeuer. Kritische Einwände oder Reflexionen solchen Narrationen gegenüber lässt die Autorin aussen vor.

Das Erbe der Beginen besteht nebst zahlreichen Überlieferungen aus Texten, welche von ihnen selbst oder ihnen nahestehenden Geistlichen geschrieben wurden. Auf die Literatur der Beginen geht die Verfasserin im achten Kapitel (S. 148–162) ein. Gegen Ende des Buches zeichnet sich zudem auch das historische Ende des Beginenwesens ab: die Spiritualität und die Autonomie der Frauen eckten zunehmend an. Sie sahen sich vermehrt mit dem Vorwurf der Ketzerei und Häresie (S. 163–180) konfrontiert und verlieren immer stärker an Zuspruch von Kirchenmännern. Zuvor unterstützten reformorientierte hierarchische Kreise der Kirche die Beginen des Öfteren. Doch trotz des Verbots gewisser Praktiken der Beginen und Begarden (das männliche Pendant) am Konzil in Vienne im Jahre 1311, konnte sich die Bewegung dank ihrer Anpassungsfähigkeit bis in die Zeit nach der Französischen Revolution halten. Dann nahmen die Säkularisationen ihren Lauf und zerschlugen die Bewegung vorerst.

Besieht man die für das Buch verwendeten Quellen genauer, sticht schnell ins Auge, dass ausschliesslich Literatur in englischer Sprache bzw. englische Übersetzungen beigezogen wurden. Da die Beginen ein kontinentaleuropäisches Phänomen waren, hätte der Fokus stärker auf Quellen in den entsprechenden Sprachräumen und gegebenenfalls auch aus der entsprechenden Zeit liegen sollen. Der erkennbar erhobene wissenschaftliche Anspruch wird im Verlauf des Buches selbst nicht eingeholt; so finden sich z.B. zwischen den unzähligen Frauen, die Swan als Beginen vorstellt, einige, die nachweislich keine waren. Als prominentestes Beispiel wäre an dieser Stelle Klara von Assisi (1193/94–1253) zu nennen (S. 46, Absatz 2). Eine Reduktion der Anzahl der erwähnten Frauen und dafür eine vertiefte Betrachtung wäre sowohl dem Lesefluss als auch der Aufmerksamkeit der Leser:innen zugutegekommen. Ausserdem wird nicht klar, wie die Strömung der «Vita Apostolica» mit ihrem Anspruch radikaler evangelischer Armut mit dem Beginentum zusammen gedacht werden kann, wenn ja die Beginen gleichzeitig demonstrativ als starker, selbstbewusster und «steuerzahlender» Wirtschaftsfaktor präsentiert werden. Eine kritisch-distanzierte Betrachtung der Materie lässt das Buch allgemein etwas vermissen. Einschätzungen der Autorin werden zu Fakten erhoben und die Beginen im Gesamt in einem überaus positiven, nachahmenswerten Licht dargestellt. Klare Abgrenzungen zwischen «Beginen», «Beatas» und «Pinzochere» (letztere v.a. im südländischen Raum) würden in

einer Neuauflage der Orientierung der Leser:innen helfen. Ausserdem präsentiert sich die deutsche Übersetzung an mehreren Stellen holprig und unausgereift. So ist beispielsweise bis am Ende des Buches unklar, was genau unter dem Begriff «semireligiöse Frauen» (vgl. nur S. 52, Absatz 2) verstanden werden soll.

Dennoch bietet das Buch, das sich vom Schreibstil eher an Leser:innen richtet, die kein vertieftes Vorwissen mitbringen, einen soliden ersten Überblick über das Leben und den Dienst der Beginen. Zudem erlangen die Leser:innen einen Einblick in den grösseren Kontext, in dem die Beginen im Mittelalter standen. So wird anhand von Marguerite Porète, die von der Inquisition zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde, exemplarisch das Schicksal vieler «Ketzer:innen» beschrieben (S. 163ff). Zudem spielte zu dieser Zeit die Etablierung des Pflichtzölibats für Priester eine starke Rolle in der Kirchenpolitik. Durch die Unterdrückung der unabhängigen Beginen, die nicht selten beschuldigt wurden, Kleriker zu verführen, erhoffte man sich von Seiten der Institution grössere Erfolge bei der beabsichtigten Durchsetzung des priesterlichen Pflichtzölibats (S. 168, Abschnitt 1). Die Unterwanderung der von der Kirche verhängten Interdikte durch die Beginen verschaffte ihnen nicht nur einen enormen Einfluss auf die Seelsorge, sondern auch, wie so viele Male, das Missfallen der Amtskirche (S. 168, Abschnitt 1). Man bzw. frau sprang hier in die Bresche in einer spirituellen Notlage.

Auf diese und andere Art wird ein Phänomen beleuchtet, das (wie der Originaltitel des Werks noch deutlicher zum Ausdruck bringt als die deutsche Übersetzung) etwas in Vergessenheit geraten ist. Laura Swan leistet einen Beitrag dazu, dass die Geschichte dieser mittelalterlichen Frauenbewegung nicht verschwindet, sondern in den Köpfen der Gesellschaft präsent bleibt. Auf spektakuläre sowie kurzweilige Art und Weise berichtet Swan, wie schon angedeutet, über die spirituellen Ekstasen einiger Beginen. Dies mag für die Leserinnen und Leser zwar unterhaltsam erscheinen, dennoch drängt sich die Frage auf: Erlebte wirklich eine Vielzahl von Beginen solche mystischen und aussergewöhnlichen Verzückungen? Berichte über spirituelle Ekstasen haben etwas Ambivalentes an sich. Auf der Seite 99 wird zum Beispiel über die «Verzückungen» von Luitgard von Aywières (1182–1246) und Douceline von Digne (1214–1274) berichtet. Einerseits besteht die Chance, dass sich die Leserschaft dadurch bannen und mitreissen lässt. Andererseits können solche «heroischen» Berichte aber befremdlich wirken. Die Quellen, welche die Autorin verwendet, berichten oft von aussergewöhnlichen Gebetserfahrungen. Stärkere Quellenkritik wäre da angebracht gewesen. Dafür erhält das alltägliche Gebetsleben der Beginen wenig Aufmerksamkeit. Aufgrund des Duktus' im Buch könnte die Leserschaft zu folgendem Trugschluss gelangen: «Alle Beginen erlebten mystische Ekstasen.»

Des Weiteren erwähnt Swan eine grosse Anzahl religiöser Persönlichkeiten; sehr viele Namen werden hintereinander aufgeführt, was den Eindruck eines fast exzessiven «Namedroppings» erweckt. Ein durchdachtes «Namensmanagement» wäre wohl hilfreich gewesen. Als Beispiel dient hier die nahe bei Wien lebende Begine Agnes Blannbekin (um 1322–1315), welche auf der Seite 50 erstmals erwähnt wird und auf die die Autorin auf der Seite 108 nochmals zurückkommt. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn sich die Autorin, neben der strukturellen Frage, wann und wo Personen im Text genannt werden, kritisch mit den hagiografischen Quellen zu diesen Personen auseinandergesetzt hätte.

Im letzten Kapitel des Buches gelingt es der Autorin dann besser, eine hinterfragende Perspektive einzunehmen, weil auch die Kritik in der Zeit rezipiert wird (S. 170). Ganz sachlich fragt sie: «Waren die Beginen Ketzerinnen?» Und beantwortet die Frage in aller

Nüchternheit: «Die meisten von ihnen waren es nicht, einige waren es doch.» Jedoch könnte man auch eine andere Frage stellen, nämlich: Gibt es überhaupt «Ketzer*innen», oder werden polarisierende Persönlichkeiten nicht vielmehr zu solchen «gemacht»? Während sie in den Kapiteln zuvor einige Seitenhiebe gegen die Autoritäten der katholischen Kirchen verteilte, gibt Swan nun zu Protokoll, dass sich einige Beginen tatsächlich «ketzerisch» verhielten – und nimmt dadurch allerdings selbst die Perspektive der kirchlichen Hierarchie ein. Die bis dato eher einseitige Berichterstattung zugunsten der Beginen und gegen die katholischen Würdenträger konnte so etwas ausgewogener gestaltet werden. Überzeugend bleibt Swans ideologiekritische Aussage: «Die Mächtigen versuchten immer, Gott zu kontrollieren» (S. 167).

Swan gelingt es in ihrem Buch, einige interessante analytische Stränge aufzugreifen, welche noch detaillierter beleuchtet werden könnten. Spannend zu verfolgen wären zum Beispiel folgender Schwerpunkt: Das Konzil von Vienne (1311–1312) verurteilt die Begarden und Beginen in acht canones. In aller Kürze zusammengefasst werden die Beginen dabei als Sekte bezeichnet, welche Irrlehren verbreitet. Eine detaillierte Auseinandersetzung über die canones könnte für die Leserschaft einen Mehrwert erbringen. Denn dadurch wäre feststellbar, welche Aussagen der Beginen und Begarden sich der «katholischen Lehrmeinung» widersetzen.

In einem Fazit unseres Rezensionsskollektivs ist zu bemerken, dass Swans Buch einen guten ersten Einblick in die Welt der Beginen ermöglicht. In drei Doppelstunden haben wir das Niedergeschriebene eingehend diskutiert und bearbeitet. Die vielen Einzelbiografien und die Übersicht über verschiedene Dienste der «frommen» Frauen reizen den Lesenden, sich weiter mit dieser Bewegung auseinanderzusetzen. Bewusst oder unbewusst legt der Text stellenweise «Köder» aus, an die man ohne Weiteres anbeissen kann; so z.B. die erwähnten sozialen Dienste, die Swan zwar nennt, dann aber darauf nicht allgemein vertiefend, oder dann wieder allzu konkret anhand ekstatischer Einzelbeispiele eingeht. Die Motivation, nachzulesen, wie z.B. die Krankenbesuche vonstatten gingen oder wie sich diese gesellschaftlich auswirkten, ist geweckt. Allerdings muss diese Vertiefung durch andere Werke selbst erarbeitet werden. Daneben ist man nach der Lektüre angeregt, die Beginen und ihre Lebensweise in heutige gesellschaftliche und kirchliche Diskussionen und Perspektiven aufzunehmen, und ihren Wert und die Wichtigkeit für uns heute in einer Art «prospektiven Kirchengeschichte» zu entdecken.

Die Weisheit der Beginen hat enormes, teilweise noch etwas unausgeschöpftes Potential. Durch eine stellenweise Vertiefung wichtiger alltäglicher Aspekte des Beginenlebens und eine Reduktion von Biografien mit übernatürlichen Begebenheiten, würde das Buch stark an Überzeugungskraft gewinnen. Die vorgängig aufgeführten aktuellen Mängel wären durch eine Revision leicht verbesserbar. Auch die qualitative Überprüfung der deutschen Übersetzung des Buches, die an einigen Stellen holprig oder inakkurat ist, müsste man in den Revisionsschritt miteinbeziehen, um die Leserfreundlichkeit positiv zu beeinflussen.

Chur

Tobias Briker, Samuel Halter, Tamara Landolt,
David Neuhold, Elisheba Schmid, Manuel von Däniken

Henrike Lähnemann/Eva Schlotheuber, *Unerhörte Frauen. Die Netzwerke der Nonnen im Mittelalter*, Berlin, Propyläen Verlag, 2023, 222 S., Ill. ISBN 978-3-549-10037-0.

Mit dem vorliegenden Band wenden sich die beiden Verfasserinnen, beide ausgewiesene Kennerinnen der Materie, an ein breiteres geschichtsaffines Publikum. Es geht ihnen um die Sichtbarmachung einer zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung vernachlässigten Personengruppe, nämlich der Bewohnerinnen von Klöstern, die durch das Leben in der Klausur ihrer Um- und damit auch der Nachwelt vermeintlich entrückt waren. So verstanden, handelte es sich tatsächlich um «un-erhörte», stimmlose Frauen. Diese Vorstellung muss freilich relativiert werden, und das ist auch der Zweck dieses Buches, das auf den Forschungen der beiden Koautorinnen beruht: Eva Schlotheuber hat in ihrer Habilitationsschrift das von ihr in der Folge ediert vorgelegte Konventstagebuch einer anonymen Zisterzienserin aus dem Kloster Heilig Kreuz bei Braunschweig über die Jahre 1484–1507 ausgewertet; das zweite Quellenkorpus, das in das Buch einfließt, ist die Briefsammlung aus dem Benediktinerkloster Lüne bei Lüneburg aus den letzten vier Jahrzehnten des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die von einer Forschungsgruppe um Eva Schlotheuber und Henrike Lähnemann herausgegeben worden ist.

Diese Quellenbestände erlauben aufschlussreiche, bisweilen überraschende Einblicke in das Leben der darin dokumentierten Klosterfrauen, die sich bei Bedarf sehr wohl Gehör verschaffen konnten. Ihre Kommunikation mit der «Aussenwelt» verlief zum einen über die ihnen beigeordneten Kleriker, die Pröpste, zum anderen über ihre weltlichen Kontakte: einerseits die weltlichen Prokuratoren, welche die Belange der geistlichen Häuser zu vertreten hatten, andererseits persönliche Familienkontakte, welche die Nonnen auch nach ihrem Klostereintritt – in der Regel schriftlich – unterhielten und die in einflussreiche (Patrizier-)Kreise in den Städten reichen konnten, in deren Umland sich die Klöster befanden. Daraus entsteht ein lebhaftes Bild klösterlicher Gemeinschaften im ausgehenden Mittelalter bzw. in der einsetzenden Frühen Neuzeit. Diese Gemeinschaften bildeten durchaus mit ihrer Umwelt verbundene «Mikrokosmen», denen nebst den eigentlichen Chornonnen auch Laienschwestern, Bedienstete und Kleriker angehörten. Dass das Leben hinter Klostermauern am Vorabend der Reformation kein Auslaufmodell war, belegen die Klosterreformen des 15. Jahrhunderts – beispielsweise im Teilbereich der Liturgiereform, die, um die Verfasserinnen zu zitieren, «eine intensive intellektuelle und musikalische Schulung» erforderte, «die Teil der Gemeinschaftsbildung war» (129).

Die Liturgie war denn auch ein Aspekt, an dem sich der Widerstand der Schwestern gegen die Reformation entzündete, war doch «das lateinische Textstudium [...] Ausdruck des geistlichen Selbstverständnisses der Nonnen» (153). Wie lang sich dieser Widerstand – etwa in Form von «Parallelgottesdiensten» – halten konnte, hing von verschiedenen Faktoren ab. In Medingen erklärten sich die Nonnen 1554 (!) bereit, «den Kelch beim Abendmahl zu akzeptieren», nicht ohne sich «eine weitgehende unbehelligte Fortführung des geistlichen Lebens mit Mitspracherecht bei der Besetzung der Pfarrstelle und Fortführung der lateinischen Stundengebete und Messliturgie» zu sichern (163). Zumindest in Niedersachsen bestanden Nonnenklöster also als evangelische Einrichtungen weiter, so dass «eine als wichtig empfundene Lebensform und Bildungseinrichtung für Frauen unter veränderten Vorzeichen» bewahrt wurde (164).

Den Autorinnen ist ein gut lesbarer und informativer Band gelungen, der mancherlei überkommene Vorstellungen berichtigt. Er kommt ohne Register und Anmerkungen aus, im Anhang werden ausgewählte Literaturhinweise angegeben.

Solothurn

Georg Modestin

III. Frühe Neuzeit: Gelehrte, Äbte, Könige, Hexen

Olivier Fatio, *Le pasteur Ottaviano Mei et sa bibliothèque (vers 1548–1619)* (= Publications de l'Association suisse pour l'histoire du refuge huguenot 12), Neuchâtel, Alphil, 2021, 146 S., Ill. ISBN 978-2-88930-400-4.

Der Ausgangspunkt für die vorliegende Studie ist ein im Archivio di Stato in Sondrio aufbewahrtes Bibliotheksinventar, das 1619 – zweifellos nach dem Tod des Bücherbesitzers – vom Notar Guglielmo de Peverelli gen. Ferlino aufgenommen worden ist. Die Seltenheit derartiger Quellen, die den geistigen Horizont eines in der Frühen Neuzeit lebenden Individuums zumindest erahnen lassen, hat die Edition des Inventars stimuliert. Eingeleitet wird diese Edition durch einen biographischen Abriss zum Eigentümer der aufgeführten Bücher, nämlich dem reformierten Pastor Ottaviano Mei, Abkömmling einer Luccheser Patrizierfamilie, dessen Vater seine Heimatstadt aus Glaubensgründen verliess und in Genf Zuflucht fand. Sein ältester Sohn Ottaviano, zur Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, liess sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Genf zum Pastor ausbilden und wurde – nicht zuletzt aufgrund seiner Italienischkenntnisse – von der örtlichen Compagnie des pasteurs vorgeschlagen, als es darum ging, einen weiteren Geistlichen ins Veltlin zu schicken, um die dortigen reformierten Glaubensbrüder und -schwestern zu stärken.

Das Veltlin, ehemals eine mailändische Besitzung, war 1512 von den Drei Bünden besetzt und als Untertanengebiet einverleibt worden. Aufgrund dieser besonderen politischen Stellung wurde es zum Zufluchtsort für reformierte Glaubensflüchtlinge aus Italien, da die Bündner Herrschaft die freie Religionsausübung gewährleistete. Mei wurde 1580 zum Pastor von Toglio berufen, wo er seelsorgerisch und pädagogisch am lokalen Kollegium, einer reformierten Bildungseinrichtung, tätig war. Er nahm am Religionsgespräch von Tirano (1595–1597) teil, dessen Akten er mitedieren sollte, und an demjenigen von Piuro (1597). In der Folge übernahm er die Gemeinde von Chiavenna, eine der grössten im Veltlin. Er übte sein Amt bis zu seinem Tod im Jahr 1619 aus, wobei seine letzten Jahre durch die Sorge um das in zunehmendem Masse polarisierte religiöse Klima verdüstert wurde. Wie berechtigt Meis Befürchtungen waren, zeigte sich bereits ein Jahr später, als es – im Spannungsfeld internationaler Interessen – zum sogenannten «Veltliner Mord» bzw. «Sacro Macello» kam.

Hintergrund der tragischen Ereignisse war die Rivalität zwischen den Anhängern einer Allianz mit Frankreich und Venedig und den Anhängern einer auf Mailand und Spanien hin ausgerichteten Politik, welche die Drei Bünde sowie deren Untertanengebiete spaltete. In diesem Zusammenhang ist der Plan einer Gruppe katholischer Adelliger zu sehen, die,

von Spanien ermuntert, versuchten, die Bündner Herrschaft über das Veltlin zu stürzen und – bei der Gelegenheit – auch den Protestantismus in den Untertanengebieten zu eliminieren. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1620 begann ein dreitägiges Massaker, dem zwischen vier- und sechshundert Protestantinnen und Protestanten zum Opfer fielen. Ein Bündner Eingreifen wurde von Spanien verhindert, was wiederum ein französisches Eingreifen nach sich zog. Erst 1639 gelangten die Drei Bünde wieder in den Besitz ihrer Untertanengebiete – um den Preis freilich, dass in Letzteren nur noch die katholische Konfession geduldet werden durfte.

Ottaviano Meis Bibliothek widerspiegelt das breite Interessenspektrum ihres gelehrten Besitzers, dessen Büchersammlung einen enzyklopädischen Wissensdurst erahnen lässt: Selbstredend sind Bibeln und reformierte theologische Schriften breit vertreten, darunter Titel, welche ihr Publikum auf Kontroversen mit dem Katholizismus und evangelischen «Abweichlern» («non-conformistes») vorbereiten sollten. Weitere thematische Schwerpunkte sind (kirchen-)geschichtliche Abhandlungen, darunter die bekannten Magdeburger Zenturien, die unter der Federführung des Lutheraners Matthias Flacius Illyricus entstanden waren, sowie dessen *Catalogus testium veritatis* (wobei diese Wahrheit dezidiert reformierten Charakter hat). Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch die *Histoire des martyrs persecutez et mis à mort pour la verité de l'Evangile...* von Jean Crespin und Simon Goulart. Weitere Interessengebiete Meis waren philosophischer (mit einer merklichen aristotelischen Neigung), pädagogischer, geographischer, juristischer und sogar wirtschaftlicher Natur. Für eine willkommene Abwechslung dürften die verzeichneten literarischen Werke gesorgt haben, unter denen sowohl antike als auch jüngere Autoren vertreten sind.

Mit der Edition des Inventars von Meis persönlicher Bibliothek bietet Olivier Fatios – durch ein Namensverzeichnis erschlossener – Band der geistesgeschichtlich orientierten Frühneuzeitforschung eine zweifellos willkommene Quelle dar.

Solothurn

Georg Modestin

Rudolf Gamper/Peter Niederhäuser, *Laurenz von Heidegg. Ein Renaissance-Abt im Zeitalter der Reformation* (Murensia 10), Zürich, Chronos Verlag, 2024, 71 S., ISBN 978-3-0340-1748-0.

In der Reihe «Murensia» veröffentlicht die im Hinblick auf das 1000-jährige Klosterjubiläum 2027 gegründete Stiftung «Geschichte Kloster Muri» in unregelmässigen Abständen Kleinschriften zu ausgewählten Themen der Kloster- und Regionalgeschichte. Nach dem Band von Dominik Sauerländer, der einen breiten Blick auf die Reformation in den Freien Ämtern wirft, ist nun erneut ein Band erschienen, der den Fokus auf das frühe 16. Jahrhundert richtet. Rudolf Gamper und Peter Niederhäuser nähern sich dieser Zeit ausgehend von der Person des Abtes Laurenz von Heidegg, der dem Kloster Muri während mehr als vierzig Jahren (1508–1549) vorstand. Ins Zentrum ihrer Darstellung stellen sie die Biografie des Abtes, sein Wirken und vor allem die mit ihm in Verbindung stehenden, grösstenteils noch erhaltenen Objekte und Kunstwerke. Letztere lassen Laurenz von Heidegg, so die Kernthese, als typischen Renaissance-Abt erscheinen, der nicht nur das Überleben des

Konvents in den Wirren der Reformationszeit sicherte, sondern ab den 1530er-Jahren auch für die Erneuerung von Kirche und Konvent sorgte.

Die von Laurenz in Auftrag gegebenen Bauten und Kunstaufträge sowie die von ihm gekauften liturgischen Bücher widerspiegeln das kirchliche Engagement des Abtes, vor allem jedoch, so die Autoren, sein als Sprössling einer Adelsfamilie besonders ausgeprägtes Repräsentationsbedürfnis. Dieses Bedürfnis nach Glanz und Pracht sehen Gamper und Niederhäuser als Kontinuitätslinie, die über die Reformationszeit hinausreicht. Bereits zu Beginn seiner Amtszeit trat Laurenz als Bauherr in Erscheinung. Nach der Zerstörung und Plünderung des Klosters im Zweiten Kappelerkrieg beschränkte er sich nicht auf die Reparatur der Schäden. Er erneuerte und erweiterte die 1509 gebaute Abtkapelle, initiierte Neubauten wie jene des Kreuzgangs und des Amtshauses in Bremgarten und gab einen bischöflichen Krummstab – gemäss Gamper und Niederhäuser Laurenz' wertvollste Anschaffung – und kunstreich verzierte Chorbücher in Auftrag.

Der Fokus auf die materielle Kultur, die von den zahlreichen Abbildungen unterstrichen wird, ist zweifellos die Stärke des Buches. Darüber hinaus sind die Autoren darum bemüht, ein nuanciertes Bild des Abtes zu zeichnen. Seine Affinität zur Kunst sei evident, die von der früheren Forschung betonten wissenschaftlichen und humanistischen Interessen dekonstruieren die Autoren hingegen. Abt Laurenz erscheint als ein Verteidiger der alten Ordnung, ohne jedoch kriegstreibend oder polemisch gewirkt zu haben. Im Gegenteil zeigte er sein politisches Geschick, als es etwa darum ging, den Forderungen konvertierter und deshalb ausgetretener Konventualen nach einer Abfindung entgegenzutreten oder nach 1531 den Gottesdienst in den Freien Ämtern und im Kloster zu erneuern.

Darüber hinaus bleibt die Annäherung an die Person des Abtes notgedrungen bruchstückhaft. Zu dünn ist die Quellenlage, als dass sich etwa konkrete Aussagen über seine Integration in das gesellschaftliche Leben machen liessen. Die beiden Autoren legen diese Grenzen offen und füllen die Leerstellen mit historischen Kontextualisierungen und teilweise mit plausiblen, aber dennoch spekulativ bleibenden Schlussfolgerungen – eine Herangehensweise, die dem Format und dem anvisierten (breiten) Zielpublikum geschuldet sein dürfte. Darauf ist wohl auch zurückzuführen, dass Niederhäuser und Gamper historiografische Einordnungen, beispielsweise eine Einbettung in die Reformationsgeschichtsforschung, weitgehend vermissen lassen. Wer hingegen nach lokal- und regionalgeschichtlichen Zusammenhängen und Ausführungen zum Kloster Muri am Beginn der Frühen Neuzeit sucht, wird auf diesen kenntnisreich geschriebenen Seiten fündig.

Bern

Daniel Sidler

Volker Reinhardt, *Montaigne. Philosophie in Zeiten des Krieges. Eine Biographie*, München, C.H. Beck, 2023, 433 S., ISBN 978-3-406-79741-5.

Frankreichs Frühe Neuzeit ist gezeichnet durch die kriegerische Auseinandersetzung zwischen der katholischen und der calvinischen Konfession. Gemäß der frühneuzeitlichen Kultur resultieren diese Religionskriege aus einem komplexen Verhältnis von Territorialpolitik und religiösem Welt- wie Selbstverständnis. So sind sie erheblichen Maßes auch Auseinandersetzungen der theologischen und philosophischen Lehren. Als sich katholischerseits mit der Liga entgegen der wiederholt zur Vermittlung neigenden Hofpolitik eine vehemente

Ablehnung jeglichen Kompromisses entwickelt, entsteht Montaignes literarische Auseinandersetzung mit diesen Lehren, mit ihrer praktischen Durchsetzung und mit ihren politischen Folgen (vgl. 9, 24f., 45, 66–69, 76, 94f., 125–127, 236f., 239, 249–251, 300–305).

Montaigne ist als Neuadeliger an sich und vor allem als Bürgermeister von Bordeaux nicht einfach ein Mensch der Feder, sondern auch der amtlichen Tätigkeit. Reinhardts biografische Erzählung thematisiert damit auch Montaignes politisches Handeln, namentlich seine diplomatischen Vermittlungsbemühungen zwischen den Hugenotten und dem Hof. Montaigne selbst bezieht eine konservative königsnahe Position, da er einzig in einer der Religionen übergeordneten staatlichen Zentralgewalt die Lösung zur Aufhebung der blutigen Konflikte sieht. In seinem Bemühen um Vermittlung wird er dabei in einer sich immer mehr polarisierenden Eskalation nicht nur politisch isoliert, sondern auch am Leben bedroht. Gegen Schluss vorliegender Biografie steht Montaignes brieflicher Austausch mit Henrich IV. im Fokus. Mehr und mehr sieht Montaigne in Henri de Navarre sein eigenes politisches Denken und Tun verwirklicht. Dass der siegreiche Hugenottenführer sich dann zum Allgemeinwohl unter die bestehende Tradition beugt und zum Katholizismus konvertiert, mag als Sieg von Montaignes Religionspolitik angesehen werden: «Mit dem Übertritt Heinrichs IV. zur katholischen Religion im Juli 1593, seinem Einzug in Paris im Jahr darauf und seinem Toleranzedikt von 1598, das die Minderheitsreligion des Calvinismus und deren Anhänger legalisierte, gewann Montaignes Werk gewissermaßen staatstragenden Charakter.» (304f.; vgl. 34f., 67–70, 74, 76, 94f., 120f., 125–129, 132–134, 175f., 189–191, 220–222, 225f., 234, 236–241, 246, 249–251, 293–296, 300, 304f.)

Diese politische Situation betreffend lehrt Reinhardts Studie, wie aufmerksam und vorsichtig Montaignes Schriften gelesen werden müssen. Denn diese sind in Zeiten der Inquisition und der staatlich-repressiven Religionsspionage geschrieben. Nun betreibt gerade Montaigne das «Zwischen-den-Zeilen Schreiben» auf Höchstniveau (vgl. 28, 58–60, 76, 133f., 136f.). Seine eigentliche Ansicht zur Religion fordert diverse kirchliche Lehren und Strukturen seiner Zeit heraus, sowohl protestantischer- wie katholischerseits. Und diese politisch-kirchlichen Institutionen sind durchaus gewaltbereit. Von daher, also von Montaignes spezifischer Lage aus, lässt sich vermutlich nachvollziehen, dass vorliegendes Buch teils in etwas pauschaler Terminologie argumentiert, wie zum Beispiel: «Montaignes Ideen zu Mensch, Religion und Natur waren mit jeder Form von Rechtgläubigkeit völlig unvereinbar. Als Selbstdenker hatte er sich längst vom Christentum in all seinen Spielarten abgewandt und eine Weltsicht ausgebildet, für die alle Religionen menschliche Erfindungen und nur allzu oft Anleitungen zur Unmenschlichkeit waren.» (134; vgl. 13, 59f., 85, 133f., 136–139, 155, 212, 264–266) Es fragt sich, ob das «Christentum», auch das damalige, hier wirklich «in all seinen Spielarten» erschöpft ist, oder ob es nicht doch auch Weiten und Tiefen besitzt, die Montaigne hier auffangen. Gibt es doch auch in seiner Zeit der religiösen Gewalt durchwegs sich als christlich verstehende Menschen, Lehren, Strukturen, Gemeinden und Institutionen, die sich wie er selbst gegen die religiös begründete Brutalität stellen. Die komplizierte, vielfältige und ambivalente religiöse Erfahrungswelt der damaligen Menschen bedarf also einer sehr differenzierten und sorgfältigen Terminologie. Dennoch scheint jene eher pauschal anmutende Darstellung, wie sie vorliegendes Buch teils wählt, angemessen zu sein als Ausdruck der verzweiferten Wut, die Montaigne angesichts des moralischen Versagens der Kirchen seiner Zeit empfunden haben muss.

Hauptsächlich nun konzentriert sich Reinhardts Buch auf Montaignes literarisches Hauptwerk, die *Essais*. Dieser Fokus hat nicht nur im rein intellektuellen, sondern auch im

allgemein-biografischen Rahmen seine interpretatorische Legitimität. Wie Reinhardt nämlich souverän demonstriert, hat Montaigne einen Großteil seines Daseins auf diesen literarisch-philosophischen Selbstvollzug konzentriert. Montaigne schreibt gegen die ständige Bedrohung an Leib und Leben «in Zeiten des Krieges», um sich in die Beständigkeit, in die Geborgenheit des Denkens zu flüchten. Zudem schreibt er als moralische Appellation an seine Gesellschaft, um sie von ihrer gewalttätigen Verrohung wegzuführen. Ein Großteil seiner gedanklichen Arbeit liegt in der Ergründung der Ursachen der menschlichen Brutalität, wobei er ein philosophisch-anthropologisches, empirisch-soziologisches, kulturhistorisches sowie moralisch-selbstreflexives Spektrum abdeckt. Nebst seinen *Essais* bildet auch Montaignes Bericht von seiner Romreise über das Deutsche Reich und Eidgenossenschaft 1580 und 1581 eine kulturphilosophische Vergleichsstudie. Angesichts der Gräueltaten, die sich die Menschen aufgrund ihrer Konfession antun, richtet sich Montaignes Kritik zunehmend auf die Religion und auf «dogmatistische» Philosophiesysteme. Dass divergierende Lehren vom Abendmahl das Reich in einen Bürgerkrieg stoßen, ist der Beweis, dass in solchen Systemen nicht das wahre Christentum der Nächstenliebe liegen kann. Ein Mittel zur politischen Stabilität sieht Montaigne einerseits, wie gesagt, im kulturellen Konservatismus, andererseits, und hier kommen nun die *Essais* zu trage, in konsequenter Skepsis: Der Mensch kann Gottes Wille und damit die wahre Konfession nicht erkennen. Montaignes Agnostizismus, genährt mit Sentenzen des Lukrez, des Sextus Empiricus und des Prediger Salomo, geht von einer empirischen Ausgangslage aus, nämlich jener kulturphilosophischen und kulturhistorischen Relativierung, durch welche eine demütig-neutrale Position eingenommen werden kann. Nebst seiner religiösen Toleranz zeichnet sich Montaigne hierbei auch durch seine Kritik an der europäischen Kulturarroganz gegenüber der Neuen Welt aus. Montaigne versteht es in seinen *Essais*, durch Selbstskepsis die eigene Position zu relativieren und damit diejenige der «Anderen» einnehmen respektive verstehen und wertschätzen zu können. Von hier aus formuliert er auch scharfe Kritik gegen das mörderische Justizsystem sowie gegen die gewissenlose Brutalität des Menschen an Tieren. Montaignes *Essais* helfen, wie gesagt, letztlich auch ihm selbst: Er schreibt gegen die Angst in einer Lage ständiger Lebensbedrohung. Seine *Essais* kommen daher immer wieder präzise auf religiös-existenzielle Probleme wie Leid und Vergänglichkeit zu sprechen, wobei er zwar wiederholt in pessimistische Resignation zurückfällt, aber dennoch kontinuierlich im Vertrauen auf das Gute mit moralischem Tatendrang vorwärtsschreitet: «Nicht wenige der zitierten Passagen zeigen, dass Montaigne zwischen skeptischer Zuversicht und völliger Verzweiflung über das Elend seiner Zeit und seiner körperlichen Verfassung schwankte. Die Menschen durch gute Beispiele zum Guten zu erziehen, ist der Grundsatz des humanistischen Menschenbildes [...]. Im Gegensatz dazu zeichnet Montaigne im Bild von sich keinen strahlenden Tugendhelden, sondern einen Menschen mit dem natürlichen Trieb zur Güte und mit ansonsten eher durchschnittlichen Neigungen und Fähigkeiten. Die große Kunst der *Essais* besteht darin, dieses Tableau so natürlich scheinen zu lassen, dass es zur Nachfolge auffordert. Wie viel es mit dem «echten» Montaigne zu tun hat, bleibt genauso offen wie die Frage, ob es die erhofften Breitenwirkungen erzielte.» (288; vgl. 12–17, 23f., 38, 47–49, 51, 56, 58–60, 80f., 88–90, 93–95, 97, 100, 106–109, 114f., 118–121, 126–128, 133f., 136–141, 146, 154f., 164, 174–176, 182, 187–191, 193–198, 212, 240f., 260f., 264–266, 270, 274, 280f., 286–288, 292f.)

Reinhardts Buch zeichnet sich somit durch sein intellektuell und emotional tiefgehendes Nachvollziehen von Montaignes Lage und Anliegen aus. Es beschreibt uns eine zarte Seele

in «Zeiten des Krieges», wobei sich zeigt, dass die Brutalität, die sich die Menschen gegenseitig antun, gegenüber dieser gutmütigen, mitfühlenden Seele Montaignes zunehmend sehr schwach dasteht.

Wien

Andreas Burri

Johannes Willms, *Louis XIV. Der Sonnenkönig und seine Zeit*, München, C.H. Beck, 532 S., ISBN 978-3-406-80067-2.

Die neue Biografie zu Louis XIV zeichnet das Bild eines Monarchen, dessen Egomanie ihn zu massiven politischen Fehlentscheidungen führte. Geprägt von der Fronde des Adels, der nicht die Abschaffung der Monarchie, sondern die Beteiligung an der Macht forderte, etablierte Louis XIV ein absolutistisches Herrschaftssystem: Der von Mazarin ausgebildete König personifizierte die religiös legitimierte Herrschaft als nationale Identität. Der französische König war bewusst volksnah und stellte seinen Alltag auch der «unteren» Bevölkerungsschicht zur Schau. Die sich in der Frühaufklärung rasant entwickelnden Wissenschaften und Künste wurden in den panegyrischen Dienst des französischen Königs genommen. Das ganze politisch-kulturelle Leben des Adels wurde programmatisch auf die Inszenierung der königlichen Person ausgerichtet. Die kulturellen Leistungen, die sich damit im Zuge seiner Herrschaft ergaben, prägten die Epoche. Über die Grenzen hinaus wurden diese Kultur und dieses Herrschaftsmodell imitiert. Der geltungssüchtige Adel musste sich an dieser Schau des Königs messen und bewähren, womit des Adels Ehrgeiz strukturell weg von der Politik hin zum passiven Schaustellen neutralisiert wurde. Diese aristokratische gloire lebte aber nicht nur vom Prunk, sondern auch von der primitiven, also kriegerischen Überlegenheit. Diese gloire war logischerweise nur dem König vorbehalten. Dieser folgend, wurde Louis XIV zu verheerenden innen- wie außenpolitischen Fehlentscheidungen geführt: Willms Biografie konzentriert sich auf die Kriegstreiberei. Louis XIV initiierte über seine Regierungszeit wiederholt Kriege. Unter seiner Regierung ging die französische Kriegsführung mit enormer Inhumanität vor, in dem sie Städte zerstörte und ganze Landstriche einäscherte. Grobfahrlässig förderte er die osmanische Armee gegen Wien, um seinen habsburgischen Kontrahenten zu neutralisieren. Die kurzweiligen außenpolitischen Erfolge waren das Werk seiner Militärs und Diplomaten. Kurzweilig waren sie, weil er sich dazuschaltete: Durch Demütigungen, Heucheleien und Lügen provozierte er großangelegte antifranzösische Allianzen. Um des Adels Ehrgeiz zu bändigen, musste er ihn durch Divertissement und Prunk am Hof betäuben, was ebenso Unsummen verschlang. Louis XIV blutete seine Bevölkerung aus. Er vererbte Frankreich eine Misswirtschaft, die die Französische Revolution mitbedingte. Willms führt die politische und moralische Inkompetenz auf die Egomanie des Königs zurück: das Befinden seiner Person war ihm der einzige Maßstab für seine Politik. So widerrief er aus Tartüfferie das Edikt von Nantes, das der hugenottischen Bevölkerung freie Religionsausübung zugesagt hätte, und ließ tausende Menschen in Frankreich, und darüber hinaus in Savoyen, brutal verfolgen. Nebst moralischen Gründen war dieser Zug auch auf der Linie reiner Staatsräson verheerend, weil sich der Tod oder die Flucht der hugenottischen Bevölkerung massiv auf den Staatshaushalt und die Armee auswirkte. Letztere, die sich wie gesagt im Dauerkriegszustand befand, schwächte er noch dadurch, indem er Soldaten für seine grenzenlose Bauwut,

die vielen das Leben kostete, verwendete. Willms Darstellung folgt der harschen Kritik, die Fénelon dann gegen Louis XIV verfasste: Dessen Pflicht wäre es gewesen, für Frieden und Wohlstand zu sorgen, seine ganze Regierungstätigkeit aber hatte er dagegegengehandelt. Louis XIV hat Fénelons Schrift wohl nicht zu lesen bekommen, dennoch schloss er sein Leben nach unseren Quellen mit Reue über seine Volksausbeutung und Kriegstreiberei (9, 11f., 33–35, 38f.; 41f., 51, 64–66, 93–96, 114f., 117f., 120–127, 130, 145f., 157, 161f., 164f., 175f., 178, 180–190, 192, 198, 200–202, 206, 228f., 233f., 243–245, 250, 254, 264–269, 271–273, 282–289, 292–295, 330, 334f., 340–346, 377, 381f., 385f., 391, 414f., 417–419, 424, 441, 446, 454f., 457–460).

Willms Biografie zeichnet also die moralischen Katastrophen nach, die Louis XIV verursachte. Diskret wird Kritik an einer französischen Geschichtsschreibung und Kulturpolitik geäußert, die noch heute die politische Inkompetenz, namentlich die Kriegstreiberei, dieses Herrschers tuschiert oder relativiert (180f., 206, 417–419, 459f.). Dabei ist nicht klar, ob hierbei von einer tendenziellen oder nur von einer vereinzelt Ignoranz die Rede ist. Diese Frage würde eine umfassende Erörterung erfordern. Verharmlosung von Kriegstreiberei in der Geschichtswissenschaft und Kulturpolitik ist jedenfalls und leider ein globales Problem. Die Biografie konzentriert sich wie gesagt auf die außenpolitischen Katastrophen, womit ein Großteil des Textes die Analyse der militärischen und diplomatischen Verläufe ausmacht. So kann der Untertitel des Buches – *Der Sonnenkönig und seine Zeit* – etwas irreführen, wenn uns mit «seine Zeit» auch seine Epoche interessiert, die ja getragen ist von tiefgreifenden kulturellen Wandlungen. Schon nur in ideenhistorischer Perspektive ist diese Epoche mit der Frühaufklärung, der französischen Klassik, dem Janzenismus, der Roman- und Salonkultur, dem Feminismus, der Musik, um nur einige zu nennen, eine ungemein faszinierende Zeit. Darüber hinaus fragt sich auch generell kulturhistorisch: Wie haben die Menschen damals gelebt? Wie hat die Bevölkerung Louis XIV erlebt? Wie gestaltete sich der Alltag im Frankreich dieser Zeit? Wie dachte man? Was fürchtete man? Wo fand man Freude? Wie lebte man Religion? Die Biografie enthält zwar zu solchen Fragen einige kontextualisierende Exkurse, zum Beispiel zur Sakralisierung des Königtums im frühneuzeitlichen Frankreich, zum Quietismus, zur Fronde, zur Medizin am Hofe, zur Wissenschaft, zur Kolonialisierung, zum Sklavenhandel, zum Kriegskapitalismus, zum Leben respektive zum Divertissement in und um Versailles, und zu Personen wie Mazarin, Fénelon, Jeanne Guyon und Maintenon (16, 26, 33–35, 44, 61, 64f., 69, 91, 93, 120–123, 126f., 130, 136f., 242–246, 265f., 268f., 285–289, 310f., 321, 324, 327f., 330f., 338, 341–350, 385f.). Aber diese Exkurse fallen sehr kurz aus, um gleich wieder der detaillierten Analyse des politischen Geschehens Raum zu geben. Doch muss festgehalten werden, dass Willms Biografie damit ihren Gegenstand nicht verfehlt: Es handelt sich um eine Biografie über Louis XIV, der seine Herrschaft in den Dienst seiner gloire stellte. Durch die genaue Analyse des politischen Geschehens kommt die ganze Fragwürdigkeit von Louis XIV zu Tage: Auch ungeachtet der Unmoral seiner Politik, fragt sich, wie er seine Fähigkeiten und Kräfte dermaßen überschätzen-, und die Folgen seines Tuns dermaßen unterschätzen konnte. Der politische Fokus vorliegender Biografie ist ein Fokus, den Louis XIV selbst aufzwingt, wenn er seine ganze Herrschaft dazu missbrauchte, einen vermeintlichen Ruhm zu erlangen, der noch immer keiner wäre, wenn er ihn erreicht hätte.

Denn erstens ist Dominanz kein Ruhm, und zweitens sind Mittel und Zweck nicht zu trennen.

Wien

Andreas Burri

Béla Kapossy/Béatrice Lovis (dir.), *Edward Gibbon et Lausanne. Le Pays de Vaud à la rencontre des Lumières européennes*, Gollion, Infolio, 2022, 528 p., ISBN 978-2-889-68038-2.

Le présent recueil suit les nombreuses traces laissées par l'historien anglais E. Gibbon à Lausanne, la ville où il a passé une grande partie de sa vie et travaillé à son œuvre principale *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (6 volumes 1776–1789). Il présente, décrit et interprète en outre les influences des Lumières romandes sur l'activité littéraire de cet auteur.

Pour la première fois Gibbon est venu à Lausanne dans les années 1750. La ville était une destination de formation appréciée dans toute l'Europe, notamment en raison de sa situation géographique et politique: dans le sillage des conflits confessionnels puis révolutionnaires, elle a accueilli un grand nombre de réfugiés religieux et intellectuels, ce qui a permis d'y rassembler un riche réservoir d'idées. L'œuvre de Gibbon a ainsi été fortement marquée par les échanges intellectuels qu'il a trouvés dans la culture des salons lausannois. La situation politique problématique de Lausanne elle-même, alors sous domination bernoise, a également eu un impact sur son analyse de l'Empire romain. De retour en Angleterre, il entreprit en 1763 un voyage à Rome, passant par Lausanne où il fit une longue escale. En 1783, il s'y installa définitivement et termina son opus magnum, en suivant avec inquiétude le déroulement de plus en plus violent de la Révolution française. En 1793, il rendit visite à un ami en Angleterre et y mourut en 1794, à la suite d'une intervention médicale (Béla Kapossy/Béatrice Lovis: Introduction, 14–20).

À partir du XIXe siècle, plusieurs sources, relatives à la vie et à l'œuvre de Gibbon à Lausanne, ont été découvertes. Comme Gibbon était en contact étroit avec de nombreux intellectuels du siècle des Lumières, Lausanne a accumulé un riche fonds de sources sur cette époque d'idées. Les chercheurs ont été régulièrement attirés par la ville, dont les musées exposaient des livres, des manuscrits, des cartes, etc. appartenant à Gibbon. Ces dernières années, le traitement archivistique du matériel a encore progressé. Le présent recueil est le résultat de la collaboration entre l'université, le musée et l'archive. Outre les sources écrites, différents objets relatifs à la vie quotidienne de Gibbon ont été mis à jour de manière ciblée. Comme la ville de Lausanne a été de plus en plus au centre de la recherche sur les Lumières au cours des dernières décennies, ce fonds sur la vie et l'œuvre de Gibbon a encore été enrichi. Le recueil tente donc non seulement d'éclairer Gibbon dans le cadre du *Decline and Fall of the Roman Empire*, mais aussi de restituer sa vie et sa vaste formation dans le contexte des Lumières romandes. C'est dans cette optique que sont publiées les soixante-dix contributions de trente-cinq auteurs issus de différentes disciplines scientifiques, organisées dans le recueil autour des chapitres «Religion et éducation», «Histoire et archéologie», «Politique et révolution», «Sociabilité et divertissements», «Arts et littérature», «La grotte, lieu de vie et de mémoire» et «Archives et reliques» (Béla Kapossy/Béatrice Lovis: Introduction, 20–22).

La complexité des informations contenues dans ce recueil n'est pas seulement assurée par la diversité des contributions, mais aussi par la connaissance détaillée des contributions elles-mêmes: des connaissances et amis de Gibbon ainsi que de leurs activités littéraires et artistiques, aux plans architecturaux de sa maison; de la manière dont il fréquentait les soirées lausannoises, à une liste détaillée de ses dépenses en nourriture et en vin; des jeux de société, aux collections archéologiques de la Société des Lumières de Lausanne. L'œuvre principale de Gibbon, *Decline and Fall of the Roman Empire*, c'est-à-dire son contenu, sa méthodologie, son impact, sa prestation, ses défauts, son potentiel, etc., est reléguée à l'arrière-plan et n'y est pas présentée de manière aussi détaillée que l'on pourrait le souhaiter au vu de son caractère novateur et de l'histoire de son impact à l'époque des Lumières. Mais ce livre met tout de même l'accent sur un autre aspect justifié: il veut nous présenter le travail et la vie de Gibbon à Lausanne, creuset de la société des Lumières. Le fait que ce recueil d'articles présente presque à chaque page des photos de haute qualité des objets d'archives et des reproductions de tableaux rend son projet encore plus réussi. Malgré son poids et sa taille, cette publication est un musée que l'on peut tenir entre ses mains.

Wien

Andreas Burri

Eva Marie Lehner, *Taufe – Ehe – Tod. Praktiken des Verzeichnens in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern* (Historische Wissensforschung 22), Göttingen, Wallstein Verlag, 2023, 374 S., ISBN 978-3-8353-5380-0.

Kirchenbücher, auch Pfarrbücher, Rödel, Matrikel(n) genannt, sind handgeschriebene Register, in denen kirchliche Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen und Bestattungen verzeichnet und dadurch beurkundet werden. In der Alten Eidgenossenschaft erstmals Ende des 15. Jahrhunderts belegt, setzte sich die Registerführung nach der Reformation (in reformierten Gebieten) bzw. nach dem Konzil von Trient und mit dem *Rituale Romanum* von 1614 (in katholischen Gebieten) flächendeckend durch. Ab den 1830er Jahren begann in der Schweiz die Säkularisierung des Zivilstandswesens, die jedoch insbesondere in katholisch-konservativen Kreisen auf beträchtlichen Widerstand stieß und eine der Streitfragen im Kulturkampf bildete. Kirchlicherseits werden Register, die die vollzogenen Kasualien verzeichnen, bis auf den heutigen Tag geführt – zum Teil noch immer handschriftlich. Für manche Pfarreien und Kirchgemeinden liegt denn auch eine mitunter mehrhundertjährige Überlieferungskette vor. Vor allem für die Familienforschung, die historische Demographie und die Prosopographie, aber auch für die Sozial- und Kulturgeschichte ganz allgemein sind Kirchenbücher als serielle Quellen von eminenter Bedeutung.

Das Interesse von Eva Marie Lehner in ihrer (für die Drucklegung geringfügig überarbeiteten) Dissertation ist freilich anders gelagert: Die Autorin nutzt Kirchenbücher primär, um gattungsspezifische Praktiken des Verzeichnens wie auch die Herausbildung und Verfestigung verwaltungsrechtlicher Kategorien herauszuarbeiten und auf diese Weise kirchliche Bürokratisierungsprozesse nachzuzeichnen. Insofern interessiert sie sich weniger für den faktischen Inhalt der Kirchenbücher als vielmehr für dessen Entstehung, Form und kategoriale Ausprägung. Lehner, seit 2021 als Postdoc am Center for Dependency and Slavery Studies der Universität Bonn tätig, verfolgt einen praxistheoretischen Ansatz und

verortet ihre Fragestellung in der Verwaltungs-, der Wissensgeschichte und der historischen Intersektionalitätsforschung. Letztlich fokussiert ihre Analyse auf soziale Machtverhältnisse, Diskriminierung und Disziplinierung.

Die Autorin stützt sich auf einen beeindruckenden Quellenkorpus von 68 Kirchenbüchern aus einem halben Dutzend vor allem kirchlicher Archive im heutigen Bayern und Rheinland-Pfalz. Der Korpus umfasst vorreformatorische, lutherische, reformierte, katholische und mehrkonfessionelle Kirchenbücher unterschiedlichen Umfangs aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wobei die Auswahl keine Repräsentativität beansprucht. Anders als in den mittelalterlichen Vorläufern (Sterbe-, Toten-, Jahrzeitbücher), in denen in der Regel nur bestimmte Personengruppen aufgeführt sind, wurden in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern sämtliche Personen vor Ort, unabhängig von ihrem Stand und Geschlecht, verzeichnet.

Das in Garamond Premier und Brandon Grotesque gediegen gesetzte Buch mit zwei Dutzend zum Teil farbigen Abbildungen, allesamt Reproduktionen von Kirchenbüchern und Kirchenbucheinträgen, weist einen einfachen Aufbau auf: Nach einer Einleitung und einer Kontextualisierung von Entstehung und Entwicklung frühneuzeitlicher Kirchenbücher folgen drei Kapitel, die sich je einer spezifischen kirchlichen Amtshandlung widmen, die in Kirchenbüchern verzeichnet wurden, und die im Titel des Kapitels um den zentralen Fokus der jeweiligen Analyse ergänzt werden: Taufe und Gemeinschaft (Kapitel 3), Ehe und Bürokratie (Kapitel 4), Tod und Person (Kapitel 5). Der Band wird durch ein Schlusskapitel mit Ergebnispräsentation, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Orts-, ein Personen- und ein Sachregister, ein Abbildungsverzeichnis, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und eine Danksagung abgeschlossen. Die Kapitel 2–5 ihrerseits setzen sich aus vier bis fünf Unterkapiteln zusammen, wobei im letzten Unterkapitel jeweils «Zwischenergebnisse» präsentiert werden. Die auf den ersten Blick bestechend einfache Gliederung hat den Nachteil, dass unnummerierte Zwischentitel, von denen es immerhin rund 30 gibt, nicht im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind.

In Kapitel 3 untersucht Lehner Taufbücher und -einträge, mittels derer Gemeinschaft hergestellt wurde. Die «Einverleibung» der Täuflinge als neue Gemeindeglieder durch Eintragung im Taufbuch stellte eine «textual community» her, wobei diese sowohl Lebende als auch Verstorbene umfasste. Konfessionell unterschiedlich umgegangen wurde mit Not-, Erweckungs- und Wundertaufen. Dokumentiert wurden auch Konversionen, meist vom Judentum oder vom Islam zum Christentum. Die Autorin erkennt sowohl einschliessende als auch differenzierende, potentiell ausschliessende Verzeichnisspraktiken. Besonders deutlich wird letzteres im Fall des zum Teil mit roter Tinte hinzugefügten Buchstabens J zur Kennzeichnung von (ehemaligen) Jüdinnen und Juden.

Kapitel 4 thematisiert Ehebücher und -einträge. In protestantischen Gebieten führte die Entsakralisierung der Ehe im Sinne Luthers dazu, dass «das Sakrament der Ehe und die dazugehörigen kirchlich-religiösen Rituale durch einen bürokratischen Akt des Verzeichnens ersetzt» wurden (166). Die ab den 1520er Jahren angelegten Ehebücher bezweckten eine (Neu-) Ordnung der Ehe, um deutlich(er) zwischen ehelicher und nichtehelicher Sexualität unterscheiden und letztere zunehmend unterbinden zu können. Nichteheliche Beziehungen wurden in Kirchenbüchern zum Teil mit besonderen Symbolen hervorgehoben und von der Obrigkeit mit Zwangstraungen oder angeordneten «stillen Hochzeiten» (ohne Geläut, Musik, Spiel) sanktioniert. Nichteheliche Kinder – eine Kategorie, die sich erst aufgrund entsprechender Verzeichnisspraktiken herausbildete – wurden entweder besonders markiert oder aber in gesonderten Teilregistern separiert verzeichnet.

In Kapitel 5 schliesslich analysiert die Autorin, wie Personen in Sterberegistern und -einträgen auf unterschiedliche und vielfältige Art und Weise verzeichnet wurden, um sie sozial zu verorten und identifizierbar zu machen – wobei die kirchlichen Amtsträger hierbei durchaus auch experimentierten. Wichtige Elemente waren der Name mit Zusätzen, die oft die soziale Identität und spirituelle Verortung mittransportierten, und allfällige ergänzende Angaben wie Alter, Verheirathung oder Todesursache. Separat erstellte alphabetische Verzeichnisse erlaubten das Auffinden von Personen in chronologisch angelegten Registern.

Wie Lehner im Schlusskapitel ausführt, waren die Verzeichnispraktiken in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern von Anfang an mit Machtmechanismen verzahnt: «Es stand in der Macht der kirchlichen Amtsträger, Unterschiede zu machen und diese – zumindest im Kirchenbuch – festzuschreiben.» (316) Gemäss der Autorin vermag ihre Analyse zu zeigen, «wie bestehende Kategorien aus der Intersektionalitätsforschung (wie bspw. class, race, gender) mit dem empirischen Material dialogisiert werden müssen und können, um die Alterität frühneuzeitlicher Gesellschaften sichtbar zu machen und in das Forschungsdesign zu integrieren, aber auch um die Verwendung der eigenen Kategorien kritisch zu hinterfragen.» (324)

Der letztzitierte Satz ist ein Beispiel für den Jargon, wie ihn Lehner auch andernorts einsetzt (z.B. «narrativieren» u.ä., 109, 128, 280, 284, 311, 315). Vor allem aber steht das Postulat, «die Verwendung der eigenen Kategorien kritisch zu hinterfragen» oder, wie verschiedentlich angemahnt wird, die Kategorienbildung zu «historisieren», in einem eigentümlichen Widerspruch zur Tatsache, dass die Autorin zahlreiche Begriffe, Konzepte und Kategorien, die in ihrer Arbeit eine zentrale Rolle spielen – z.B. Kirchenbuch, kirchlicher Amtsträger, Kirchengemeinde, Bürokratisierung –, weder kritisch reflektiert noch begriffsgeschichtlich einordnet. Die selektive Verengung des Fokus' auf ausgewählte Kategorien ist der Anschlussfähigkeit von Lehnerts Studie an breitere Forschungsdiskurse nicht unbedingt zuträglich. Gewisse Unstimmigkeiten – Zwingli und Calvin wandten sich 1526 mit Sicherheit nicht gemeinsam an den Stadtrat von Zürich (43f.); «Lateralkonzil» (184) – lassen zudem vermuten, dass das Interesse von Lehner am kirchengeschichtlichen Kontext, in dem die von ihr untersuchten Kirchenbücher entstanden, begrenzt ist. Die Prognose sei gewagt, dass die Studie von Eva Marie Lehner aufgrund ihres zwar differenzierten, aber letzten Endes doch ziemlich selektiven Zugriffs auf die Quellengattung Kirchenbücher in Fachkreisen nicht als jenes «Standardwerk» rezipiert werden wird, dessen bisheriges Fehlen die Autorin zu Beginn ihres Buchs konstatiert.

Bern

David Zimmer

Étienne Dolet (1509–1546): Märtyrer des Freien Denkens. Leben und Werk nach der Biografie von Richard Copley Christie (1899) Cymbalum mundi. Anonym, vermutlich Bonaventure Des Périers (1537/38), hg. von **Heiner Jestrabek**, Heidenheim, Verlag freiheitsbaum, edition Spinoza, 2024, 291 S. *André Lorulot (1885–1963). Leben und Ideen eines Freidenkers. Vie et idées d'un libre-penseur*, hg. von **Heiner Jestrabek**, Heidenheim, Verlag freiheitsbaum, edition Spinoza, 2024, 249 S.

Seit 2024 gibt der alternative, in Heidenheim beheimatete Kleinverlag «Freiheitsbaum», gegründet von Hellmut G. Haasis (1942–2024), die neue «Edition Libre Pensée» heraus. Der Name «Verlag freiheitsbaum» ist Programm, gilt doch der Freiheitsbaum seit der Französischen Revolution (1789), der Mainzer Republik (1793), den Juli- und Märzrevolutionen (1830; 1848) als Symbol des Volkes für Freiheit und Demokratie.

Und seit vielen Jahren veröffentlicht Heiner Jestrabek in der Reihe «edition spinoza» klassisch aufklärerische, religionskritische Schriften, regionsbezogene historische Studien und schöne Literatur. Die neue Edition wendet sich den Freidenkern, speziell den Franzosen Etienne Delot (1508–1546), Marie Vérone (1874–1938) und André Lorulot (1885–1963), ihren Biografien, ihrem Wirken und ihren Schriften zu.

Bekanntlich hängen die Freidenker eng mit den demokratischen Strömungen des Humanismus (einschließlich ihrer antiken Wurzeln), der europäischen Aufklärung und den radikal-demokratischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts mit ihren Ausstrahlungen in die Frauen- und Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts zusammen. Öffentlich bekämpft wurden obskuranter religiöser Fanatismus, intellektueller Dogmatismus, zynisch praktizierte Rechtlosigkeit und schrankenlose Machtausübung der jeweiligen Herrschaftssysteme.

Von daher gesehen ist das Freidenkertum, sei es in seiner klassischen oder in seiner modernen Form so aktuell wie nötig. Einer der frühen freien Denker war der französische Humanist Étienne Dolet (1509–1546), dem Jestrabek einen fast 300 Seiten starken Band gewidmet hat: *Étienne Dolet (1509–1546): Märtyrer des Freien Denkens*.

Der Band beinhaltet eine mit zeittypischen Abbildungen versehene Einführung von Heiner Jestrabek (6–49), dann folgen als Nachdrucke die Biographie über Dolet von Richard Copley Christie aus dem Jahr 1899 (50–268) sowie das «Cymbalum mundi» von Bonaventure Des Périers (etwa um 1510–1544) aus den Jahren 1538/39 (269–291).

Étienne Dolet wurde am 3.8.1509 in Orléans geboren, ging als 17-Jähriger zum Studium nach Padua, der damaligen Hochburg des Humanismus und der Renaissance mit ihren pantheistisch, materialistisch und ciceronisch ausgerichteten Gelehrten, wurde dann Sekretär des aus der Auvergne stammenden Bischof-Botschafters Jean de Langeac in Venedig, ging 1532 an die Universität Toulouse, um Jura zu studieren. In Toulouse, seit jeher Hochburg des sogenannte «Ketzer»-verfolgenden Dominikanerordens, kam es zur gleichen Zeit wieder zu einer Verfolgungswelle des Protestantismus, Säuberungen der Universität, Inhaftierungen und Folterungen von Professoren und Studenten, die sogar Ketzerverbrennungen einschlossen.

Dolets öffentliche Kritik dieser Zustände in Reden 1533 und 1534 führten nicht nur zu einer Gefängnisstrafe. Sondern auch zum Verweis aus der Stadt. Im August 1534 ließ sich Dolet in der eher bürgerlich geprägten Stadt Lyon nieder, erlernte bei Sebastian Gryphius (1509–1546), der auch Dolets humanistische Schriften herausgab, das Druckerhandwerk, erhielt 1538 das Druckerprivileg und wirkte erfolgreich als Drucker und Herausgeber von medizinischen, griechischen und lateinischen Klassikern und zeitgenössischer Literatur

auch in französischer Sprache; darunter befanden sich auch einige Werke des Lyrikers Clément Marots (1496–1544) und des Arztes und Romanciers François Rabelais (1483–1553).

Dolet selbst machte sich durch seine Schriften wie «Les deux discours contre Toulouse», «Le dialogue sur l'imitation de Cicéron contre Didier Erasme d'Amsterdam» und «Commentaires sur la langue latine» in humanistischen Kreisen einen Namen als Gelehrter. Ab 1539 geriet Dolet wieder in das Fadenkreuz kirchenrechtlicher und folgend staatlicher Verfolgung: Konnte er sich 1542 noch durch königliche Begnadigung vor der Hinrichtung retten, wurde er 1544 im Rahmen einer Intrige in Paris erneut verhaftet, gefoltert, erdrosselt und im August 1544 auf dem Place Maubert zusammen mit seinen Büchern verbrannt. Das Verbrechen, dessen sich Dolet schuldig machte, war nach dem Urteil des Inquisitionsgerichts, dass er nicht an ein Leben nach dem Tode und an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, diese Meinung jedoch nicht direkt vertrat, sondern in den Mund von Klassikern wie Sokrates legte.

Der Mord an Dolet bildete den Auftakt zu einem schrecklichen Massaker an den Bewohnern des sogenannten Waadlandes (Gebiet um den Genfer See): «Die drei Waadtländer Städte wurden zerstört, 3.000 Menschen massakriert, 256 nach dem Massaker hingerichtet, und nach einem Scheinprozess wurden sechs- oder siebenhundert weitere auf die Galeeren geschickt und viele Kinder als Sklaven verkauft» (250), so Richard Copley Christie in seiner 1899 veröffentlichten und im vorliegenden Band wieder nachgedruckten Dolet-Biografie.

Hintergrund dieser ideologisch-politischen Auseinandersetzungen zwischen frühbürgerlich-weltlichem Humanismus und feudal-kirchlichem Dogmatismus war eine epochale Zeitenwende: das Aufkommen der Geldwirtschaft, ihre erste Verbreitung im Zuge der Raubzüge der Entdeckungen und der ersten Akkumulation des Kapitals. Diese Zeit der Umwälzungen eröffnete Freiräume für rational ausgerichtete Wissenschaften und humanistisch-realistische Künste, forderte aber auch mutige Kämpfer als Opfer, die erst später geehrt wurden.

So ließ die Pariser Stadtverwaltung 1889 am Place Maubert, dem Ort von Dolets Hinrichtung, ein Denkmal mit einer Statue für Dolet und zur Verehrung des freien Denkens errichten, das 1942 von der profaschistischen Vichy-Regierung zerstört, eingeschmolzen und auch nicht wieder errichtet wurde.

Zu jener Zeit, als das Denkmal errichtet wurde, war die Freidenkerbewegung auch in Frankreich lebendig und aktiv. Einer ihrer bekanntesten Aktivisten war André Lorulot. Auch ihm hat der «Verlag freiheitsbaum» ein Buch gewidmet: André Lorulot (1885–1963). Leben und Ideen eines Freidenkers.

In bekannter Weise hat Jestrabek das Buch gegliedert und illustriert: Nach einem längeren Beitrag über Lorulots «Leben, Werk und Ideen eines Freidenkers» (7–26), der «Literatur Bibliographie Oeuvre Lorulots» (27–34) folgen autobiographische Texte von Lorulot «Ma vie ..., mes Idées ... / Mein Leben ... meine Ideen» (35–192) von Freunden 1973 zusammengestellt und Auszüge aus der religionskritischen Satireschrift «La vie comique de Jésus / Das komische Leben des Jesus» aus dem Jahr 1934 (193–245) mit Illustrationen im Comicstil von Armageol (eigentlich Armand Gros bzw. Armand Mougeol [1891–1974]).

André Lorulot, eigentlich Roulot, wurde 1885 in Paris in armen Verhältnisse geboren, sein Vater war als Lithograf tätig, alkoholabhängig und gewalttätig, starb früh an einer

Bleivergiftung. Wie in der Zeit üblich arbeitete André 14jährig als Lehrling, Bote, Buchhalter und bildete sich autodidaktisch in Geschichte, Literatur und Philosophie weiter. Er fand im Vorkriegsfrankreich Anschluss an radikaldemokratische und sozialistische Kreise, schloss sich dann anarchistischen Zirkeln um die Zeitschrift «L'Anarchie» von Joseph Albert (1875–1908) an und wirkte als politischer Redner und Schriftsteller. Nach Alberts Tod übernahm Lorulot die Leitung der Zeitschrift (1909–1911), davor 1906–1908 beteiligt er sich an der libertär-kommunistischen Wohn- und Arbeitsgemeinschaft «Colonie libertaire» in Saint-Germain-en-Laye (Yvelines) und wurde als Antimilitarist strafrechtlich verfolgt. Der Anarchist, Pazifist und sozialreformistische Aktivist Léon Prouvost (1856–1921) wurde zu dieser Zeit sein einflussreicher Freund.

Nach dem Ersten Weltkrieg engagierte sich Lorulot verstärkt in der Freidenkerbewegung und agitierte gegen den Klerikalismus: Er wirkte ab 1921 als Herausgeber der Zeitung «L'Antireligieux», 1928 von «La libre pensée» und als erfolgreicher wie verfolgter Redner der Freidenkerbewegung in allen französischen Departements, in Nordafrika, in Belgien und in der Schweiz. Selbstredend engagierte er sich gegen den Faschismus, die deutsche Besatzung und den französischen Kolonialismus. Er hielt etwa 2500 bis 3000 Vorträge, gab eine Vielzahl von Broschüren und Bücher, darunter die Satirezeitschrift «La Calotte», heraus, schrieb auch Theaterstücke, Romane und Rundfunkbeiträge. Er starb 1963 in Herblay und ist auf dem Friedhof Père Lachaise (Paris) beerdigt.

Nachdem Lorulot den Opportunismus der Sozialisten in Gestalt Aristide Briand (1862–1932) im Zusammenhang mit seiner Verurteilung wegen eines antimilitaristischen Flugblattes 1907 persönlich erfahren (12) und sich entgültig mit Ende des Ersten Weltkrieges vom militanten Anarchismus eines Viktor Serge (1890–1947) distanziert hatte, nahm er eine unabhängige antiklerikale und aufklärerische Position ein. Das war auch nötig: Obwohl Frankreich 1905 in Folge der Dreyfußaffaire die Trennung von Staat und Kirche eingeführt hatte, blieb das Land stark vom Katholizismus geprägt. Sogar im 21. Jahrhundert bekennt sich eine Mehrheit der Bevölkerung Frankreichs – zumindestens formal – zum katholischen Glauben. Gegen religiösen Obskurrantismus jeder Art agierte Lorulot sein Leben lang. (Und in dieser Tradition agierte auch die französische Satirezeitschrift Charlie Hebdo 2006, als sie die Muhammed Cartoons von Jylland-Posten veröffentlichte und einen Sturm der Entrüstung erfuhr.)

Nach seiner Abkehr vom radikalen Anarchismus und der Distanzierung vom Parteisozialismus wurde und blieb Lorulots gesellschaftspolitisch – wie er in seiner Schrift «Ein Blick in die Zukunft» (143–166) ausführte – genossenschaftlich orientiert: «Mein Ideal ist und bleibt das genossenschaftliche Ideal, das ich dem etatistischen Sozialismus und dem Kommunismus weit überlegener finde. Das Genossenschaftssystem respektiert die individuelle Autonomie; es versucht nicht, die Persönlichkeit zu absorbieren und zu zermalmen; es entlohnt jeden nach seinem Verdienst und seiner Anstrengung; es gewährt privaten Initiativen ein Höchstmaß an Freiheit, das mit dem Interesse der Gemeinschaft vereinbar ist.» (156) Und weiter: «Es muss die Genossenschaftsrepublik aufgebaut werden! Das repräsentative System muss verbessert werden, damit der Parlamentarismus endlich zu einer Regierung des Volkes *durch das Volk* wird.» (166) Abschließend als Kritik: das zu kleine Druckbild erschwert das Lesen und zu viele Satzfehler sind ärgerlich.

Bad Münstereifel

Ruth Wilma Albrecht

Paolo Giulietti/Olimpia Niglio (eds.), *Thesaurum Fidei. Missionari martiri e cristiani nascosti in Giappone. Trecento anni di eroica fedeltà a Cristo*. Atti del Convegno internazionale. Lucca, 6–7 maggio 2023, (= Studi Storici; 15) Edizioni La Villa, Viareggio, 2024, pp. 232 (comprende fotoriproduzione di immagini di archivio), ISBN 9788831971218.

L'opera *Thesaurum Fidei. Missionari martiri e cristiani nascosti in Giappone. Trecento anni di eroica fedeltà a Cristo* raccoglie gli atti del convegno organizzato dall'Arcidiocesi di Lucca e tenuto a Lucca nei giorni 6–7 maggio 2023, curati da Paolo Giulietti, arcivescovo di Lucca e da Olimpia Niglio, professore ordinario di Restauro Architettonico, Università di Pavia, già docente presso la Kyoto University e la Hosei University di Tokyo. L'evento traeva origine della memoria del beato Angelo Orsucci, domenicano lucchese, martirizzato con la pena del fuoco il 10 settembre 1622 in Giappone, insieme ad altre 21 persone, e beatificato nel 1867 da Pio IX.

La persecuzione dei cristiani, scaturita dal timore dell'occidentalizzazione da parte delle autorità giapponesi, trovò due momenti particolarmente intensi nel 1597 e nel 1622. La condotta persecutoria delle autorità nipponiche nei confronti dei missionari e dei nativi convertiti condusse, oltre che al martirio di molti di questi, all'esperienza dei *kakure kirishitan*, i «cristiani nascosti». Il convegno, dunque, oltre ad aver dedicato la sua attenzione all'Orsucci, ha volutamente affrontato le tematiche del martirio, delle missioni in Oriente (soprattutto in Giappone) e del cristianesimo nascosto. Il volume, dopo i saluti istituzioni (9–18) e l'introduzione (19–21) degli editori, si suddivide in cinque sezioni.

La prima, «Origine dell'evangelizzazione in Giappone» (25–106), comprende sei interventi che evidenziano il progressivo diffondersi del cristianesimo in Giappone, a partire dal XVI secolo, presentano alcune figure significative ed indicano documenti scritti e tracce iconografiche raffiguranti il martirio. L'intervento di Olimpia Niglio e Paolo Giulietti, «Il Sistema e la diffusione delle missioni tra Oriente e Occidente nel XVI secolo e le prime chiese cristiane» (25–47), offre un excursus storico, dai primi contatti tra Europa e Giappone alla nascita in terra nipponica della missione, per concludersi alla prima metà del XVII secolo. Lo studio indica come fondamentale l'attività dei gesuiti, tratteggiando le figure di Francesco Saverio, di Alessandro Valignano e di Luis Sotelo.

Michela Catto in «Pensare il Sol Levante: Alessandro Valignano e la nuova scelta missionaria per la conversione del Giappone» (61–69) si concentra sulla vita e sulle opere del Valignano, studioso e conoscitore della società giapponese e difensore della *accommodatio* gesuitica, anche di fronte alle accuse di altri missionari.

La seconda sezione, «Missionari e Martiri in Giappone» (109–119), considera, in tre interventi, le missioni dei tre principali Ordini impegnati in Giappone: gesuiti, francescani, domenicani. Irene Gaddo con «Il 'Grande Martirio' di Nagasaki del 1622: esperienze e figure della Compagnia del Gesù» (109–144) analizza il dipinto anonimo «Grande Martirio di Nagasaki del 1622», conservato presso la chiesa del Gesù a Roma, raffigurante l'esecuzione del 10 settembre 1622. Essa contestualizza storicamente i soggetti raffigurati dei tre Ordini suddetti e ne offre una presentazione al lettore.

La terza sezione, «Il Beato Angelo Orsucci» (147–198), con quattro interventi, entra in modo precipuo nella presentazione della vita e del martirio del domenicano lucchese. Giovanni Pizzorusso con «Angelo Orsucci, missionario domenicano da Lucca al Giappone» (147–157) ripercorre la storia del Beato: la sua vita in famiglia nel contesto

lucchese, l'incontro a Roma con confratelli giunti dalle Filippine che fecero nascere in Angelo la volontà di andare a predicare dove il Vangelo non era conosciuto, il tempo della missione nelle Filippine ed infine la scelta di andare in Giappone.

Marcello Brunini con «La spiritualità della missione e del martirio in Angelo Orsucci» (181–198) propone una lettura dell'esperienza dell'Orsucci in chiave spirituale e teologica. Sulla base delle lettere di fra Angelo, egli rilegge la sua vita alla luce della dinamica spirituale del «desiderio». Il desiderio di essere discepolo, missionario e martire caratterizza la vita di Angelo Orsucci e ne fa un imitatore di Cristo.

La quarta sezione, «Eredità e diffusione dei martiri giapponesi in Europa e il cristianesimo nascosto» (201–300), comporta sei articoli, due dei quali si concentrano sui cristiani nascosti, tre sugli scritti sul martirio e l'influsso che essi avevano sui giovani aspiranti missionari in età moderna e uno sulla documentazione conservata negli Archivi Vaticani. Annibale Zambarbieri con «I cristiani nascosti in Giappone. Una panoramica» (201–207) presenta come alcuni gruppi di cristiani, rimasti senza gerarchia ecclesiastica a seguito delle persecuzioni, riuscirono a conservare il cristianesimo in modo clandestino traducendolo in modalità proprie, pur facendo riferimento alla tradizione cattolica loro offerta dai missionari fin dal XVI secolo. Federico Caruso con «Il martirio e il culto delle reliquie in Giappone: affinità e analogie con il cristianesimo primitivo tra fonti e iconografia attraverso la Relación di Melchor Mançano de Haro (1623) e le collezioni della Biblioteca Statale di Lucca» (251–267) mette in evidenza come nella pratica persecutoria narrata nella Relazione, emergano analogie con la persecuzione subita dai cristiani della Chiesa primitiva e come tale analogia si trovi anche nelle lettere dell'Orsucci. Andrea Cicerchia e Federica Germana Giordani con «I documenti sul Giappone degli archivi della Santa Sede (Archivio Vaticano – Archivio del Dicastero per la Dottrina della Fede) secoli XVI–XVIII: un progetto editoriale» (235–250) ci presentano il loro progetto che mira ad offrire un mezzo descrittivo per individuare la «documentazione sommersa» presente nei due archivi per realizzare ulteriori e più approfonditi studi sui rapporti tra Giappone e Roma.

La quinta sezione, «Riesaminando la storia» (303–323), comporta due articoli. Gianni La Bella con «La cultura ponte tra Giappone e Italia» (303–313) propone una panoramica storica dei rapporti tra Giappone e Italia, mettendo in evidenza come la cultura sia il mezzo di questo incontro tra civiltà diverse e come un convegno come quello in oggetto possa contribuire all'incontro. Infine Van C. Gessel con «Martyrdom, Apostasy and Faith in Shusaku Endo's *Chinmoku* (Silence): Book and Film» (315–323) offre in poche pagine un'avvincente presentazione del romanzo di Shūsaku Endō, scritto nel 1966 e ambientato nel contesto persecutorio, che evidenzia l'esperienza di chi viene perseguitato per la fede: le sofferenze fisiche, il dramma interiore, il silenzio di Dio, il dono di sé senza sicurezze. Personaggi e tematiche riprese da un film del 2016 di Martin Scorsese.

Il volume offre un'ampia panoramica a livello storiografico, fornisce spunti per ulteriori ricerche e indica le fonti per realizzarle. La buona grafica e le immagini lo presentano come una buona lettura anche per quanto concerne la forma; porta però il difetto di non avere l'indice dei nomi. I traguardi raggiunti con questa pubblicazione richiedono ulteriori studi, come quello sul rapporto tra le missioni in Giappone e la Congregazione de Propaganda Fide, congregazione che precipuamente si occupava delle missioni, la quale, dopo un'esperienza tra il 1599 e il 1605, riprese la sua attività in modo deciso e continuativo proprio nel 1622. Un approfondimento degli studi sull'attività di altri missionari in Giappone – si pensi a Giovanni Battista Sidoti (1667–1714) – potrebbe realizzarsi in collegamento con gli studi

proposti da *Thesaurum Fidei*. È certamente lodevole l'iniziativa di una Chiesa locale, l'Arcidiocesi di Lucca, che ha voluto onorare un suo figlio con un'opera storiografica che merita di essere presente nell'atelier dello storico che si accinge a nuove ricerche.

Città del Vaticano

Flavio Belluomini

Johannes Dillinger, *Die Hexenverfolgung in Überlingen* (= Neue Schriften des Städtischen Kulturreferats Überlingen, Bd. 6), Messkirch, Gmeiner, 2023, 143 S., Ill., ISBN 978-3-8392-0345-3.

Der vorliegende Band ist ein gelungenes Beispiel für die Vermittlung von historischem Fachwissen an eine breitere, regionalgeschichtlich interessierte Leser:innenschaft. Johannes Dillinger zählt zu den namhaftesten Vertretern der historischen Hexenforschung; in seinem Buch beugt er sich nun über die Verfolgungen in der am Bodensee gelegenen ehemaligen Reichsstadt Überlingen. Markantestes Merkmal dieser Verfolgungen waren zwei Spitzen, die – gleichsam eingebettet in ein repressives «Grundrauschen» – die Stadt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts während jeweils einiger Jahre erschütterten. Dabei geht der Autor einen langen, pädagogisch begründeten Weg: In einer längeren Einführung werden der europäische Hexenbegriff sowie die Grundzüge des Hexenprozesses beleuchtet; darauf folgt ein Überblick über die Opferzahlen, die auf der Grundlage aktueller Schätzungen auf etwa 50 000 in Europa und in den Kolonien für Hexerei Hingerichtete veranschlagt werden – dies als Korrektiv zu weitaus höheren Zahlen, die bisweilen herumgebreitet werden.

Nach dieser Situierung der Thematik geht der Verfasser in knapper Form auf die politischen, jurisdiktionellen und sozialen Verhältnisse in der Reichsstadt ein, in der Hexereifälle von zwei vom Rat bestellten Turmherren untersucht wurden. Hatten diese ihre Untersuchungen beendet, wurde der Casus vor das Oberstadtgericht gebracht, das vertraulich tagte und abschliessend urteilte. Insgesamt lassen sich 42 Verfahren wegen Hexerei belegen, die in mindestens 20, wahrscheinlich aber 22 Fällen (von denen nur eines einen Mann betraf) mit einem Todesurteil beschlossen wurden. Weitere vier Verdächtige verstarben im Gefängnis. Dem gegenüber stehen je zwei mit Arreststrafen gebüsste bzw. aus der Stadt verbannte Frauen und zwölf Freisprüche. In einem gewissen Rahmen urteilte das Überlinger Gericht bisweilen also durchaus differenziert.

Erste Verdächtigungen fielen in die Frühzeit der europäischen Hexenverfolgungen im 15. Jahrhundert, in die auch der vom Verfasser als Rudolf von Baden identifizierte Überlinger Johanniter-Komtur gehört, der vom berühmten Hexenhammer-Verfasser Heinrich Institoris 1484 als Hexensachverständiger genannt worden ist. Ab 1529 verdichteten sich Hexereigerüchte, die noch in den Folgejahren vom Rat eher zögerlich aufgegriffen wurden. Zur ersten grossen Prozesswelle kam es erst 1574–1580, gefolgt von einer zweiten 1594–1597 – dies, nachdem ein zwischenzeitliches Aufflackern 1587/88 vom Rat unterdrückt worden war. Dieser nichtlinearen Chronologie geht der Verfasser in seinen synthetisierenden Überlegungen nach, welche auf die detaillierten Schilderungen der Verfahren (auf die wir hier nicht eingehen können) folgen.

In diesen Überlegungen spiegelt sich die Komplexität der Materie, die sich einfachen Erklärungsansätzen entzieht. So hält der Autor fest, dass «die Bereitschaft, Hexen zu verfolgen, [...] nicht unmittelbar mit Epidemien verbunden [war]» (S. 113). Ebenso lässt sich «keine klare Korrelation» zwischen der Verfolgungsintensität und den Getreidepreisen, Weinerträgen und schwankenden Weinpreisen in den Jahren um die erste massive Verfolgungswelle feststellen (S. 114). Andererseits scheint eine solche Korrelation 1608, dem «schlechteste[n] Weinjahr seit Menschengedenken» (so der Überlinger Lehrer Pfau in seinen zeitgenössischen Aufzeichnungen) sowie dem Jahr, in dem Überlingen «die letzte Serie von Hexenprozessen in seiner Geschichte» erlebte (S. 115), sehr wohl bestanden zu haben. Anders wiederum die schwere klimatische und wirtschaftliche Krise der 1620er-Jahre, die keine weiteren Prozesse stimulierte. Johannes Dillinger kommt zusammenfassend zum Schluss, dass Schadensfälle in Haushalt und Familie Hexereiverdächtigungen eher triggerten als grossflächige Klimaereignisse. Seiner Deutung zufolge reagierte die Überlinger Obrigkeit zwar auf aufkommende Verdächtigungen und die damit einhergehende Erwartungshaltung der Bevölkerung, selbst ging sie aber nie dazu über, «aktiv nach Hexen zu fahnden oder gar Institutionen dafür zu schaffen» (S. 119), wie dies in anderen Territorien mit verheerenden Folgen der Fall war. Insbesondere scheint der Rat die Stadt vor den massiven Hexenverfolgungen bewahrt zu haben, welche in anderen süd-deutschen Territorien in den Jahren zwischen 1620 und 1640 wüteten.

Was das Profil der Überlinger «Hexen» betrifft, so weist es grosse Ähnlichkeiten mit demjenigen in weiteren Herrschaften auf: Es handelte sich um Frauen, die grossmehrheitlich nicht wohlhabend waren, die in instabilen Verhältnissen lebten, über ein schwaches Netzwerk verfügten (jede vierte zum Tode Verurteilte stammte nicht aus der Stadt) und deren «Beziehung zu ihrer sozialen Umwelt schwer gestört» war (S. 125) – randständige Personen also, für die sich kaum jemand einsetzte.

Den Abschluss des gut lesbaren, für Laien, aber auch für Fachleute aufschlussreichen und zu vergleichenden Ansätzen einladenden Buchs bildet ein Ausblick auf das Weiterleben des Hexenglaubens im Raum Überlingen im 19. Jahrhundert. Dieses Weiterleben war vor allem folkloristischer Natur, aber nicht nur: Der Verfasser verweist auf einen tragischen Fall angeblichen Milchzaubers in Nesselwangen, heute ein Teilort der Gemeinde Überlingen, in dessen Verlauf sich der Ehemann der Beschuldigten nach Jahren übler Nachreden 1888 selbst tötete.

Solothurn

Georg Modestin

*IV. 19. und 20. Jahrhundert und transversale Themen:
Transnational, transkonfessionell, transdisziplinär*

Pamela Voekel, *For God and Liberty. Catholicism and Revolution in the Atlantic World, 1790–1861*, New York, Oxford University Press, 2023, 403 S., ISBN 978-0-19-761020-6.

In her new book *For God and Liberty*, Dartmouth history professor Pamela Voekel explores the roots of Latin American political conflict during the Age of Revolution through the lens of religion. An expert in Latin American history with a special interest in the crossover between religion and history, Voekel has developed a novel thesis regarding the origins of political turmoil during this period. She counters the mainstream scholarly narrative, which generally attributes the revolutionary developments to the rise of secularist forces hostile to the Catholic Church, and argues instead that such changes are better explained from the perspective of internal conflicts in the Church. Utilizing a vast number of archival sources that includes contemporary political tracts, homilies, and political speeches, Voekel constructs a compelling argument: that the Age of Revolution emerged as the result of powerful transatlantic disputes between reformist and conservative Catholics, both of whom held strong ideas about the faith and the structure of the Church and fought to transform these ideas into reality through the arena of politics.

In a remarkably dense work of 250 pages, Voekel depicts the historical context of the time period under consideration and illustrates the centrality of religion to the conflicts throughout Latin America. *For God and Liberty* consists of eight chapters (each with numerous subheadings), plus extensive bibliography, notes, and index sections together comprising nearly 150 pages. Following a comprehensive introduction, Chapter 1 («Drawing the Religious Battle Lines») presents the two sides that Voekel terms the «Reform International» and the «Ultramontane International», revealing the link between the ideals of the Yucatán's reformist «Sanjuanistas» and their pro-democratic counterparts at Spain's Cortes de Cádiz, and between the conservative «Rutineros» and their Jesuit and other allies in Europe. In Chapter 2 («The Rivals Muster»), Voekel traces the reformist vs. ultramontane conflicts to the regions of Guatemala and New Granada, demonstrating the intersection of economic and political interests within the framework of the local Catholic leadership. The third chapter («The Sacred Polity») concentrates on the concrete example of the contested lay election of José Matías Delgado to the office of bishop (in the new bishopric of El Salvador that he himself established), and the «theo-political battle» that then emerged among the Catholic population. Voekel then shifts the focus to the Vatican's reactions to the threat of reformist developments (Chapter 4 – «The View from the Vatican»), and the effects of its pro-conservative stance on the already-volatile political environment in Latin America. Chapter 5 («Escalation and Confrontation») focuses on communications between politically active clergy who used Christian sources to bolster their positions regarding the construction of liberal or conservative government structures. Chapter 6 («The Literary Barricades») brings together original sources to portray the political adversaries' developments and actions from their own perspectives, while Chapter 7 («Religious Passion Tore Us Apart») concentrates on the period after 1829 and explains the theological underpinnings of the liberals' political decisions. Voekel concludes with the eighth chapter («The Long Shadow: Mexico's Reforma»), centered on the civil war of 1858–1861 in

Mexico, the subsequent liberal victory, and the conservatives' counter-attempts. She underlines here the deeply theological convictions of both sides and their conflicting visions for the Church in Mexico.

Throughout the work, Voekel reaffirms her thesis that the revolutionary movements in Latin America stemmed from profound theological differences. Reformist Catholics, she proposes, often advocated for political systems based on individual rights and popular representation by arguing for a return to Augustinian thought and a conception of ecclesiastical authority based on the serious study of Church history, especially the Church Fathers and the early councils. Their theological convictions made them more likely to support democratic measures, for example (particularly in the Yucatán) the 1812 Constitution produced by the Cortes de Cádiz, and a Colombian Junta's establishment of a bishopric and subsequent election of its bishop without the approval of Rome (resulting in the Schism of Socorro). Voekel is careful to point out that these reformists operated within the context of «transnational» movements and the framework of the Church, favoring an «ecclesiology [that] mirrored their democratic political leanings» and valuing «conciliar» over centralized authority. Ultramontanes, on the other hand, believed deeply in the need for a centralized Church hierarchy, papal primacy and infallibility. Voekel expounds on the support the Ultramontanes ultimately found in the indigenous and female populations, which helped to determine the trajectory of political conflicts in the 1830s and beyond. They too functioned within a transatlantic framework, part of a longer and larger European battle waged over the primacy and power of absolute monarchy and the papacy.

Another crucial point in Voekel's argument is the importance of the administration of sacraments, and thus (in the Catholic understanding) of access to salvation, and of its role in the escalation of the conflict. This escalation was provoked by each side's denial of the effectiveness of the other's sacraments, especially baptism, marriage and the Eucharist. This resulted in situations in which, after a change of power in a state or district, an entire region's population was «rebaptized» or all marriages were repeated. Both sides played on the eschatological fears and needs of a people that was largely uninvolved in the broader ideological conflict.

Voekel's use of extensive primary sources makes *For God and Liberty* a work of significant academic prowess. However, with multiple references on each page and a bibliography of 125 pages, I would argue that she attempts to cover too much material in too short of a work. The remarkable density of the book is further complicated by the fact that its organization is somewhat lacking; Voekel does not hold to a single structural method (i.e. chronological or geographical), but rather moves back and forth often between the two. While she likely felt compelled to do this in order to cover the complex subject material and to reaffirm important connections (she returns often to the European stage, for example, to emphasize the transatlantic nature of the two parties), the same complexity makes the book's trajectory quite challenging to follow. The reader finds that he must return to the introduction for reminders of each chapters' main theme. Perhaps this explains why the author fails to mention the official ecclesiastical dissolution of the Jesuit Congregation from 1773 to 1814, although she repeatedly emphasizes the importance of this religious order as the spearhead of the Ultramontanists and even as «the Pope's champions». She refers only to their expulsion from the Spanish Empire in 1767 and permitted return in 1815, explaining that the Jesuits continued to exert a strong influence on the religious sentiment of the population during this period of absence.

Although Voekel writes mostly in neutral language, she uses tendentious expressions in some places; for example she refers to «Baroque Catholicism» when talking about the conservatives (p. 23), describes new forms of devotion as well as the sacraments as the «Church's warehouse of grace» (p. 59), and mentions Maria Teresa de Aycinena as one who claimed to have visions as a «nun with a direct line to the Almighty» (p. 187). The ironic, if not sarcastic, undertone is apparent in context and does not do justice to an otherwise high-quality academic work.

The writer of this review is not a native English speaker and found the language style, combined with the complexity of the material, to be challenging. Although the subject matter is interesting from the point of view of church history, the book requires extensive background knowledge in order to deeply comprehend its thesis, making it more appropriate for historians and students of Latin American history. The issues of over-concision, organization, and the mention of the dissolution of the Jesuits notwithstanding, *For God and Liberty* proposes a powerful paradigm to analyze the Age of Revolution.

Chur

Manuel von Däniken

Bruno Dumons (dir.), *Les congrégations féminines missionnaires. Éducation, santé et humanitaire: une histoire transnationale (XIXe–XXe siècles)*, Roma, Viella, 2022, 498 pag., ISBN 978-12-5469-206-6.

L'opera collettanea diretta da Bruno Dumons ci offre – per contenuti e approcci metodologici – un ampio e diversificato panorama di ricerca sulla storia delle religiose missionarie dagli anni delle potenze imperiali, alla lunga fase della decolonizzazione. I successi e le sfide che incontrano nel cammino dell'evangelizzazione sono analizzati in 16 saggi, la maggior parte in lingua inglese e francese, raccolti in tre diverse sezioni geografiche e corredati da ricche informazioni bibliografiche. È soprattutto a partire dalla fine del 1990 che iniziano a proliferare gli studi sulle congregazioni missionarie come promotrici di circolazione di idee, di processi di interazione e di trasformazione. Il volume in questione si pone in questa prospettiva di ricerca e, spaziando i confini di uno specifico contesto geografico (dall'Europa al Medio Oriente e all'Africa settentrionale, passando per le Americhe, fino all'Asia e Oceania), ci permette uno sguardo comparato e di lunga durata sull'operato delle missionarie. Nonostante la posizione «sussidiaria» riservatagli all'interno della Chiesa cattolica, rispondendo ai bisogni specifici delle popolazioni locali, sottolinea Marianne Thivend, riescono a ritagliarsi un ruolo di primo piano in campo educativo, sanitario, assistenziale e umanitario. Le donne religiose emergono dunque come le attrici principali non solo della storia del cattolicesimo, ma anche della storia sociale e della storia globale.

Un altro pregio dell'opera, è quello di mettere chiaramente in rilievo la complessità e la dinamicità della storia dell'evangelizzazione. Ne è un esempio la diversità delle esperienze e delle situazioni vissute dalle missionarie francesi nei paesi del Sudest asiatico, illustrata da Marie de Ruy. Anche Annalaura Turiano, con la sua analisi delle religiose francescane del Cairo, e Claire Fredj, la quale si concentra sull'apostolato sanitario presso le popolazioni musulmane del Maghreb, mettono bene in evidenza che l'azione delle missionarie è in continua evoluzione e si adatta allo specifico contesto (sociale, culturale e religioso) nel

quale operano. Christian Sorrel, poi, sottolinea la «tensione» che si crea tra locale e globale, e nello specifico, tra le direttive generali delle superiori e la necessità delle Soeurs de Saint-Joseph de Chambéry di rispondere alle reali esigenze del luogo e del momento. Emerge infine in più contributi come le trasformazioni politiche, socio-culturali e teologiche del secondo dopoguerra abbiano richiesto non solo la professionalizzazione dell'apostolato (si veda per esempio il caso delle Medical Sisters studiato da Carmen Mangion), ma anche una formazione pastorale più approfondita. Una pastorale che, come sottolinea Catherine Foisy riguardo l'opera educativa di due istituti religiosi in Québec, prestasse maggiore attenzione alla cultura sottostante. Le missionarie sono spinte a intervenire in nuovi campi di azione, come nel caso delle Soeurs de Nazareth (analizzato da Norig Neveu) che si dedicano all'accoglienza umanitaria dei rifugiati palestinesi in Giordania, o delle religiose presenti in Brasile – studiate da Paula Leonardi e Agueda Bittencourt – che si «reinventano» nell'assistenza alla popolazione delle periferie cittadine. Non solo l'emergenza di nuove situazioni e bisogni, ma anche la diversa cultura del paese di provenienza, come pure l'internazionalizzazione delle congregazioni religiose – evidenzia Matthieu Brejon de Lavergnée mettendo a confronto l'apostolato sanitario delle missionarie francesi e di quelle americane – ha un impatto determinante sull'azione delle suore. La complessità della storia missionaria emerge in maniera preponderante quando si affronta la questione del rapporto spesso definito «conflittuale» tra evangelizzazione e potere politico, e, in particolare, tra colonialismo e missioni. Così, se non si può negare che le suore italiane in Eritrea, studiate da Valentina Fusari, abbiano portato avanti un processo di «italianizzazione» dei «mettici» durante il periodo coloniale, le stesse si opposero però all'applicazione delle politiche razziali nei confronti degli italo-eritrei. Anche l'apostolato educativo delle Soeurs de la Charité de Monreal (analizzato da Marion Robinaud), inizialmente strumentale all'azione del governo che mirava alla «detrribalizzazione» delle popolazioni autoctone, a partire dalla fine degli anni Trenta avrà come priorità l'emancipazione degli amerindiani. Da sottolineare ancora, che molte delle scuole missionarie, come per esempio quelle delle Suore del Sacro Cuore a Shangai (presentate da Cindy Yik-yi Chu), hanno dato un impulso importante al rimescolamento di culture e idee. Alla creazione di uno «spazio transnazionale di comunicazione», per esempio tra la Germania imperiale e le colonie della Nuova Guinea, caso studiato da Katharina Stornig, le religiose contribuiscono anche attraverso scritti e pubblicazioni. Infine, l'opera svolta da Suzanne Aubert a difesa dei valori e delle pratiche di guarigione Maori, illustrata da Jessie Munro, mostra che quando si studia il rapporto tra missioni e cultura (locale), qualsiasi tentativo di generalizzazione sarebbe sbagliato. Complesse e articolate sono pure le dinamiche di genere che si instaurano all'interno della missione. Nonostante fino alla metà del XX secolo le religiose siano discriminate dalla gerarchia ecclesiastica che le considera – nel migliore dei casi – semplici «ausiliarie» dei padri missionari, riescono tuttavia a crearsi delle possibilità di autonomia e, come scrive Susana Monreal nel suo capitolo sulle Suore Domenicane in America Latina, a istituire «reti regionali» di leadership femminile. Allo stesso tempo, creano anche nuovi spazi di libertà e di azione per le donne del posto, come nel caso della Fraternité des Douleurs in Cile, studiata da Alexandrine de La Taille-Trétinville.

Nell'introduzione al libro Dumons sottolinea che lo scopo è quello di far risaltare la traiettoria transnazionale delle congregazioni femminili e il contributo che apportano non solo alla mondializzazione del cattolicesimo, ma anche a quello che oggi definiremmo l'empowerment femminile. Senza dubbio l'opera riesce in questo, superando la doppia

«discriminazione» della quale le religiose sono state vittime a livello storiografico: relegate ad un ruolo di secondo piano dalla storia della Chiesa e del cattolicesimo, ignorate nella loro «agentività» dalla storia delle donne. Ma le esperienze di vita raccolte in questo volume non possono essere confinate solo al campo della storia missionaria e della storia di genere; sono invece «essenziali», come scrive Sarah Curtis nelle pagine introduttive, per chiunque voglia comprendere le dinamiche della storia connessa e delle relazioni di potere nel passaggio tra epoca moderna e contemporanea. Ci uniamo infine alla voce di Elizabeth Foster, la quale si augura che nel futuro vengano maggiormente studiate le trasformazioni attraversate dalle congregazioni missionarie femminili nell'era della decolonizzazione.

Washington DC/Bologna

Ilaria Macconi Heckner

Michael Czolkoss-Hettwer, *Transnationale Möglichkeitsräume. Deutsche Diakonissen in London (1846–1918)*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2022, 458 S., ISBN 978-3-525-31140-0.

Sind Grenzüräume auch Möglichkeitsräume für Mitglieder evangelischer Frauengemeinschaften, zu deren Ethos Diskulturation als ein prägendes Merkmal gehörte? Waren im translokalen Setting im entfernten London Handlungsspielräume für Diakonissen möglich, die in deutschen Mutterhäusern nicht ausgefaltet werden konnten? Wohl in Anlehnung an den spatial turn geht es bei den *Transnationalen Möglichkeitsräumen* um das Verhältnis von Profession und Geschlecht in einem ausgelagerten Erfahrungsraum. Das Milieu, dem die protestantischen Diakonissenhäuser zugehörten, war transnational vernetzt und mobil. Aufgrund des «Entsendungsprinzips», dem zufolge die Schwestern von der Leitung auch zu ausländischen Arbeitseinsätzen entsandt wurden, gehörte eine grenzüberschreitende Mobilität zum Arbeitsalltag der Frauen.

Die vorliegende Dissertation beleuchtet mithilfe eines mikrohistorischen Blicks die Tätigkeit deutscher Diakonissen in London, die dort am 1845 gegründeten German Hospital tätig waren. Das German Hospital war das erste transnationale Projekt Theodor Fliedners (1800–1864), des Gründers der deutschen evangelischen Anstaltsdiakonie in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Ab dem frühen 20. Jahrhundert kam für die Londoner Diakonissen mit der Gemeindepflege, einer Vorläuferform des heutigen Spitex-Dienstes, ein weiteres Arbeitsfeld dazu. Die Studie leistet damit einen Beitrag zur transnationalen Erweiterung der bisher bereits kultur- und geschlechtergeschichtlich gut belegten deutschen historischen Diakonissenforschung. Die Begrenzung des Untersuchungszeitraums auf das Ende des Ersten Weltkriegs begründet der Autor mit der Neustrukturierung des German Hospitals in der Nachkriegszeit und der tiefgreifenden Wirkung des Ersten Weltkriegs auf die in Grossbritannien lebende deutsche Bevölkerung. Danach driftete diese in der Folge des Ersten Weltkriegs von der einst bedeutenden deutschen Community zur quantitativ gesehen marginalen Gruppe ab.

Den Hauptkapiteln zu den Londoner Arbeitsfeldern, den rationalen Machtverhältnissen im Arbeitsalltag und den Grenzüräumen als Möglichkeitsräumen, geht ein wichtiges Kapitel zu den biografischen Hintergründen der in London stationierten Diakonissen voran. Zahlreiches Material wie Briefwechsel zwischen den Diakonissen und Personen der Leitungs-

ebenen im jeweiligen Mutterhaus oder Selbstzeugnisse von Diakonissen wurde ausgewertet. Der Einbezug von biografischem Material zeigt nicht nur detaillierte Aspekte zu Selbst- und Fremdzuschreibungen auf, sondern gibt ferner Aufschluss zur Aneignung von Profession oder zwischenmenschlichen Verhaltenskodexen.

Hier liegt die besondere Stärke dieser Studie, in der Auseinandersetzung mit der noch wenig erforschten sozialökonomischen Herkunft der nach London entsandten Diakonissen aus den deutschen Diakonissenhäusern in Kaiserswerth, Darmstadt und Bielefeld. Die biografischen Hintergründe sind für diesen hier gewählten Zugriff zentral: Welche Motivationen oder Perspektiven kommen in den Denk- und Handlungsmustern der einzelnen Diakonisse zum Tragen? Zudem werden über den einzelbiografischen Zugang durch die Analyse von Selbstzeugnissen Professionalisierungsprozesse entlang der Etappen des Untersuchungszeitraums deutlich. Während für das 19. Jahrhundert subjektbezogene Quellen zu Diakonissen von emotionalen Schilderungen wie Selbstzweifeln und inneren Konflikten handeln, sind die Inhalte der Selbstzeugnisse der zweiten Londoner Diakonissengruppe aus Bielefeld ab 1894 deutlich mehr auf Aspekte des Arbeitslebens ausgerichtet und zeugen von zunehmendem Selbstbewusstsein. Durch die stärkere Konzentration auf äussere Abläufe des Alltags und auf berufliche Abläufe konstatiert der Autor mittels dieser zweiten Quellengruppe für die Londoner Kommunität eine konfliktärmere Phase für das 20. Jahrhundert. Mehrfach tangiert die Studie die Schnittfelder von Profession und Geschlecht. Denn, die Professionalisierung der Krankenpflege förderte die Komplementarität der geschlechtsspezifischen Aufteilung des Krankenhausdienstfeldes in die männliche, leitende Ärzteschaft und die weiblichen Diakonissen im vielfach untergeordneten Hilfs- oder Pflegedienst zutage. Nicht zuletzt aus dieser Perspektive heraus ist die modernisierungstheoretische Lesart kritisch zu betrachten. Dennoch, einer der Möglichkeitsräume bot sich gerade den Diakonissen in London in höherem Mass als den Diakonissen in Deutschland. Als Handlungsspielraum ergriffen sie diesen über die Konstruktion von Karriere. Indem wohl aufgrund der Entsendung höher qualifizierter und erfahrener Arbeitskräfte überdurchschnittlich viele Diakonissen auf Aussenstationen leitende Funktionen als Oberschwwestern innehatten und traditionelle hierarchische Strukturen in Teilen neu definierten, waren diese aufsteigenden Berufsentwürfe als Karriereverläufe hier besser möglich. Es wird in diesen Themenfeldern ebenfalls eine Geschichte der Konflikte nachgezeichnet, die nach Lösungen verlangte.

Obwohl nicht unter diesem Gesichtspunkt gebündelt präsentiert, arbeitet der Autor aufgrund der biographischen Erzählungen die individuellen Bewältigungsstrategien von religiösen Frauen im Spannungsfeld von Geschlecht, Beruf und Institution pointiert heraus. Eine Möglichkeit der Konfliktlösung bot sich den Londoner Diakonissen über den Austritt aus der Diakonissengemeinschaft, den sie über ihren hohen Ausbildungsgrad legitimierten. Bei genügender, bis zu diesem Zeitpunkt erarbeiteter Akzeptanz und erfahrener Profession war die soziale Absicherung meistens gewährleistet und bot über die Anstaltsinstitution hinweg einen weiteren postdiakonischen Möglichkeitsraum im transnationalen Arrangement. Eines der Beispiele, das der Autor hierzu anführt, ist die Kaiserswerther Diakonisse Karoline Lange, die 1857 ihre Mutterhausgemeinschaft wegen unpassender zugewiesener Arbeitsfelder verliess und später ein Rekonvaleszentenheim in England leitete.

Bei einem solchen subjektbezogenen Ansatz dieser Studie bleiben dennoch kollektiv-institutionelle Faktoren wie normative Leitbilder oder historische Begebenheiten der Aus-

breitung der Anstaltdiakonie in England nicht auf der Strecke. Gesellschaftliche und religiöse Entwicklungen, welche die transnationale Kontextualisierung des Hauptthemas von den protestantischen Erweckungsbewegungen über die Metaphorik der Inneren Mission bis zur Säkularisierung der englischen Krankenpflege durch Florence Nightingale (1820–1910) in den Blick nehmen, sind einleitend als zentrale Parameter für die Handlungsspielräume der Londoner Diakonissen dargelegt. Überlegungen zur Diskussion zentraler Forschungsfelder wie die Transmission von Health Practices oder Global Transfer innerhalb religiöser Berufsschwesternschaften, die für den anglo-amerikanischen Raum u.v.a. mit Carmen M. Mangion oder Susanne Kreutzer bereits gut erforscht sind, bezieht der Autor gewinnbringend für die Situation des German Hospitals ein. Den Interpretationsrahmen bilden theoretische Ansätze zur historischen Praxeologie, die verknüpft mit der Mikrogeschichte, eine plausible methodische Vorgehensweise ergeben. Diesem Konzept gemäss erfolgen gesellschaftliche Transformationen aus den Logiken sozialer Praxis. Menschen sind in diesem Verständnis handlungsmächtig, werden aber nicht als autonome Subjekte verstanden.

In einem beschränkten Mass handelt es sich beim diakonisch-missionarisch motivierten «Entsendungsprinzip» um vom Autor vorgeschlagene Migrationsforschung. Die grenzüberschreitende Verlagerung von Aufenthaltsorten erfolgte für «entsendete» Diakonissen nur bedingt auch über administrative Grenzen hinweg. Die räumliche Mobilität geschah für Diakonissen mit der Verlagerung ihres Arbeitsortes innerhalb des national in Deutschland georteten Kosmos' der Anstaltdiakonie, die in ihrer ideologischen Grundlage des Missionsgedankens auf transnationale Bewegungen angelegt war. Da Wert- und Verhaltensmassstäbe praktisch vollständig ins neue ausländische Arbeitsumfeld transferiert wurden, dort über interne Direktiven und Zeitschriften erneuert sowie deren Umsetzung über Briefwechsel mit dem leitenden deutschen Ehepaar auch gelenkt oder kontrolliert wurden, handelte es sich hierbei um örtliche und zeitlich begrenzte Verschiebungen innerhalb des diakonischen Filialnetzes.

Zu Recht weist der Autor abschliessend auf ein verbleibendes Desiderat der religiösen Frauengeschichte hin, das die Leistungen religiöser Frauen in Bezug auf die ökonomischen Auswirkungen im philanthropischen Sektor gesehen für das 19. und 20. Jahrhundert betrifft, die weit mehr als das Arbeiten für einen Gotteslohn umfassten. Mit der vorliegenden Studie ist für den deutschen Raum in der diakonischen Transmissionsforschung eine Lücke aufgearbeitet. So ist es darüber hinaus erfreulich, dass ein Werk mehr einen Beitrag zur Geschichte weiblicher Diakonie beisteuert, dessen Autor die Relevanz dieser religiös-sozialen Meilensteine für die Gesellschaft erkannte.

Es bleibt für das Resümee zu bemerken, dass das Transnationale im Londoner German Hospital für Diakonissen tatsächlich Möglichkeitsräume eröffnete, auch wenn diese hie und da den vorgesehenen Regularien der Mutterhaus-Diakonie zuwiderliefen und nicht auf der ganzen Linie entlang dem Bild einer mustergültigen Diakonisse verliefen. Mitunter liessen diese ausgelagerten Räume das allzu Menschliche in wohlgeordneten Bahnen zu. Der Londoner Diakonissen-Band ist nicht zuletzt deshalb über seinen hohen wissenschaftlichen Gehalt hinweg bestens als gender-biografische Lektüre zu empfehlen.

Es werden unter diesem Gesichtspunkt starke weibliche Führungsgestalten wie die Kaiserswerther Oberschwester Christiane Bürger und deren für London weitergefasste Freiräume nachgezeichnet.

Luzern

Esther Vorburger-Bossart

Urs Altermatt, *Bundesratswahlen. Von der freisinnigen Vorherrschaft zum Proporz. Der schweizerische Bundesrat 1900–1919. Bundespräsident als Primus inter Pares und Departementalisierung*. Basel, NZZ Libro, 2023, 321 S., Abb., ISBN 978-3-907396-53-7.

Urs Altermatt legt seinen dritten Band zu den «Bundesratswahlen» vor. Der erste befasste sich mit der Zeit *Vom Unruheherd zur stabilen Republik. Der schweizerische Bundesrat 1848–1875*. Diesem folgte der Band *Der lange Weg zum historischen Kompromiss. Der schweizerische Bundesrat 1874–1900*.^{*} Nun schliesst Urs Altermatt mit seinem dritten Beitrag *Von der freisinnigen Vorherrschaft zum Proporz. Der schweizerische Bundesrat 1900–1919* die Buchreihe über die Bundesratsgeschichte von 1848 bis 1919 ab.

Der emeritierte Freiburger Historiker befasst sich seit 1980 mit der Thematik der Schweizer Landesregierung. 1991 im Kontext des «700-Jahr-Bundesjubiläums» veröffentlichte er das erste «Bundesratslexikon» unter dem Titel *Die Schweizer Bundesräte. Ein biografisches Lexikon*, das zum Standardwerk geworden und 2019 in einer überarbeiteten und erweiterten Neuauflage mit 20 neuen Porträts von Bundesrätinnen und Bundesräten erschienen ist.

Die nunmehr dreibändige Studie zur Geschichte der Schweizer Landesregierung beleuchtet mit 1848 bis 1919 einen Zeitraum, der für die Weiterentwicklung der modernen Schweiz von grosser Bedeutung ist. Urs Altermatt analysiert einen «Quantensprung». Die Totalrevision der Bundesverfassung 1874 erweiterte die ursprüngliche repräsentative Demokratie von 1848 mit direktdemokratischen Elementen (1874 das Referendum und 1891 die Initiative) und stärkte die Zentralgewalt des Bundes gegenüber den Kantonen. 1919 wurde anstelle des Majorz- das Proporzwahlrecht eingeführt, mit weitreichenden Folgen im Parteiensystem.

Der neue dritte Band, der die Zeit zwischen 1900 und 1919 beleuchtet, gliedert sich in acht Teile. In der Einführung «Quantensprung zum modernen Nationalstaat» zeigt Urs Altermatt, vor welchem Hintergrund sich das schweizerische Regierungssystem formierte. Daran fügen sich die Kapitel «Das ruhige erste Jahrzehnt», «Turbulenzen, Vakanzen und eine erschreckende Zahl von Todesfällen», «Vorabend des Ersten Weltkriegs» sowie «Erste Kriegsjahre: chaotische Generalwahl, sprachenpolitische Spannungen und der Sturz des Aussenministers», «Krisen als Bewährungsproben für den neutralen Kleinstaat», «Die Geburt des Sonderfalls Schweiz» sowie ein längeres resümierendes Abschlusskapitel. Entstanden ist damit eine zeitübergreifende und kontextuell abgestützte Gesamtschau des Bundesratskollektivs.

Für die Zeit nach 1900 legt Urs Altermatt zudem überraschende Erkenntnisse offen, die mitunter im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten sind. Das betrifft etwa die Einordnung der Parteienlandschaft in der Schweiz. Mit der Zäsur durch die Proporzwahlen von 1919 waren die Freisinnigen, Sozialdemokraten und Katholisch-Konservativen fortan die drei grossen Parteien, gefolgt von der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei und einer kleineren

Gruppe Liberal(-Konservativer). Dabei gingen die alten Parteibezeichnungen und die Differenz zwischen Radikaldemokraten und Liberaler Mitte bald vergessen und es bildete sich die Konstruktion und Vorstellung einer Freisinnigen Grossfamilie heraus. Hier setzte das freisinnige Meisternarrativ der immer schon einheitlich agierenden Staatspartei an. Vergessen ging die Bedeutung, die die «Liberaler Mitte» am Aufbau des modernen Bundesstaates hatte. Sie und nicht die Radikaldemokraten bildeten das Rückgrat des damaligen Bundesrates mit führenden Köpfen wie Jonas Furrer und Emil Welti, den Altermatt als «letzten Bundesratskönig» umschreibt (S. 227).

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs gab es mit Camille Decoppet (1912–1919) bekanntlich nur ein frankophones Mitglied in der Landesregierung. Allerdings war mit Felix Calonder (bis heute) der einzige rätoromanisch sprechende Bundesrat (1913–1920) vertreten. Die Schweiz hatte so mit dem Tessiner Giuseppe Motta (1912–1940), einem weiteren Lateiner, eine Landesregierung, in der alle Sprachgruppen vertreten waren, was jedoch die Spannungen zwischen den Landesteilen vor dem Hintergrund des Kriegs nicht minderte. Als 1917 der Genfer Gustave Ador (1917–1919) für den St. Galler Arthur Hoffmann (1911–1917) nachrückte, amtierten gar vier Lateiner im Bundesrat, was sich als glückliche Lösung für den Kleinstaat in der unmittelbaren Nachkriegszeit erwies. Und vergessen geht auch oft die Funktion von Neutralität. Für die mehrsprachige Schweiz während des Ersten Weltkriegs war sie von immanenter Wichtigkeit mit ihrer national-kohäsiven Funktion.

Eine weitere wichtige Entwicklung in dieser Phase vollzog sich in der Aussenpolitik. Mit dem Ende des «System Droz» (1897) war wieder der jährlich wechselnde Bundespräsident für die Aussenpolitik zuständig. Ohne ständiges Aussendepartement fiel damit die Schweiz «aus der Zeit», wie Altermatt darlegt (S. 109). Warum dies jedoch derart lange dauerte, zeigt der Blick ins Regierungssystem Bundesrat: Die Schaffung eines ständigen Departements für auswärtige Angelegenheiten schien vor allem der Aussenpolitik und Diplomatie zu dienen und warf gleichzeitig Fragen rund ums Bundespräsidium auf. Dieses war noch nach dem Modell des «Landammanns» aus der Mediationszeit ausgerichtet. Die Gründerväter gingen bei der Verknüpfung von Bundespräsidium und Politischem Departement noch von der grundsätzlichen Idee einer Rochade aller Departemente aus. In der Praxis kehrte jedoch der abtretende Bundespräsident vielfach in sein angestammtes Departement zurück. So verblieben amtsjüngere Bundesräte in einem Stellvertretermodus, wie der Luzerner Josef Anton Schobinger (1908–1911), der in seinen vier Amtsjahren vier Departementen vorstand. 1909 ergriffen die eidgenössischen Räte die Initiative und beauftragten den Bundesrat, seine interne Organisation zu prüfen. Erst die Verwaltungsreform von 1913 schuf die Voraussetzungen und liess den Bundespräsidenten zum «Primus inter Pares» werden. «Die faktische Vorrangstellung einzelner Bundespräsidenten im 19. Jahrhundert von Jonas Furrer bis Emil Welti ging vergessen und wurde vom Narrativ von der Kollegialität der schweizerischen Regierung überdeckt» (S. 124).

Der Weg vom Präsidialdepartement mit dem Eidgenössischen Politischen Departement (EPD) zum eigenständigen Aussendepartement (EDA) war damit lange. Arthur Hoffmann, der nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1915 Bundespräsident war, behielt das Politische Departement kriegsbedingt weiter, bis er 1917 wegen einer selbstverschuldeten Neutralitätsverletzung zum Rücktritt gezwungen wurde. Der Schock der Hoffmann-Affäre bewog den Bundesrat nochmals zur Rückkehr zum alten System, wenn er auch den nachfolgenden Gustave Ador für ein halbes Jahr im EPD beliess. Nachdem Ador über ein Ränkespiel im Bundesrat 1919 zum Bundespräsidenten gekürt wurde, leitete er für ein weiteres Jahr das

EPD. Erst mit Motta, der 1920 Bundespräsident wurde und von da an das EPD behielt, wechselte der Bundesrat definitiv zum nunmehr modifizierten «System Droz». Motta leitete das Aussenministerium bis zu seinem Abgang 1940.

Der Band schliesst mit den Konsequenzen aus den ersten Proporzahlen 1919, als es zudem in der Landesregierung zu einer Dreiervakanz gekommen war. So erhielt die Bundesversammlung einen breiteren Spielraum und gleichzeitig konnten die neuen partei- und regionalpolitischen Ansprüche in der Landesregierung abgebildet werden. Urs Altermatt spricht von einem historischen «Meilenstein», als es dem Freisinn nicht mehr gelang, den offiziellen Kandidaten durchzubringen (S. 182). Ein informeller Rechtsblock von Katholisch-Konservativen und BGB zusammen mit freisinnigen Dissidenten entschied die Bundesratswahlen, so im Falle der Wahl von Ernest Chuard (1920–1928). Mit der Wahl eines zweiten Katholisch-Konservativen, dem Freiburger Jean-Marie Musy (1920–1934) in den Bundesrat, erfolgte ein weiterer Schritt in Richtung Proporz.

Im abschliessenden Résumé werden die Entwicklungen zwischen 1848 und 1919/20 mit 20 Hinweisen auf den Punkt gebracht. Gezeigt wird, wie sich die Schweiz vom «revolutionären Unruheherd zur angesehenen Republik» entwickelte und der Bundesrat als «originellste Schöpfung der Gründerväter» zu bezeichnen ist (S. 198). Das geschaffene Siebnergremium orientierte sich am siebenköpfigen Ausschuss der Tagsatzung während des Sonderbundskriegs. Immer wieder wurde anlässlich der verschiedenen Verwaltungs- und Regierungsreformen eine Erhöhung der Mitgliederzahl diskutiert. Vergleicht man die Zahl mit den Ministerequipen anderer europäischer Regierungen mit 15 bis 20 Mitgliedern, so wirkt die Zahl sehr klein. In der Konsequenz stehen Schweizer Bundesrätinnen und Bundesräte mehreren Ministerien vor, was seit 1979 zu einer steigenden Zahl von Staatssekretärinnen und -sekretären führt. Dieses zweistufige Regierungsmodell wurde, wie Altermatt zeigen kann, bereits in den 1870er-Jahren von Bundesrat Dubs vorgeschlagen. Eine weitere Folge ist, dass die Schweizer Departementsvorsteherinnen und -vorsteher wie kleinere «De-facto-Regierungschefs» wirken (S. 204).

Altermatt verweist in seinem Résumé auf viele weitere Punkte, wie die Einzelwahl der Regierungsmitglieder. Lange Zeit stellte eine fehlende Pensionsregelung ein Problem dar. Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts starben zudem viele Bundesräte im Amt. Dies dürfte nach Meinung von Urs Altermatt auch mit dem kräftezehrenden Amt zusammenhängen. Erst seit dem Zweiten Weltkrieg kommen Sterbefälle von amtierenden Bundesräten kaum mehr vor. Durch den Bundesbeschluss von 1920 betreffend Ruhegehälter der Mitglieder des Bundesrats konnten diese fortan ohne finanzielle Schwierigkeiten zurücktreten. Damit war auch ein pseudomonarchischer Anstrich genommen, indem Magistraten erst durch den Tod aus dem Amt schieden. In der Zeit zwischen 1848 und 1919/20 wurden die Fundamente zur modernen Schweiz gelegt. Dies verlief nicht vorhersehbar und war von Dynamiken und Konflikten begleitet, wie Einblicke in die Landesregierung zeigen.

Mit diesem rundum gelungenen und äusserst erkenntnisreichen Band schliesst Urs Altermatt die für das Verständnis des Schweizer Bundesrats prägende Phase von 1848 bis 1919 ab. Als Gesamtwerk bieten die drei Bände eine höchst detailreiche und reflektierte Strukturgeschichte der schweizerischen Regierung, die eloquent die Beispiele einzelner Magistraten einbezieht, ohne den Blick auf die grosse Linie zu verlieren.

- * Beide Rezensionen sind von Markus Furrer zu: Urs Altermatt, Bundesratswahlen. Vom Unruheherd zur stabilen Republik. Der schweizerische Bundesrat 1848-1875. Teamplayer, Schattenkönige und Sesselkleber, Basel 2020, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 115 (2021), 475-477; Urs Altermatt, Bundesratswahlen. Der lange Weg zum historischen Kompromiss. Der schweizerische Bundesrat 1874-1900. Referendumsstürme, Ministeranarchie, Unglücksfälle, Basel 2021, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 116 (2022), 473-475.

Horw

Markus Furrer

Matthias Bühlmann, *Einheit durch Vielfalt? Zum ökumenischen Projekt Oscar Cullmanns*, Zürich, TVZ, 2023 (BBSHT 80), 393 S., ISBN 978-3-290-18563-3, ebook ISBN 978-3-290-18564-0, DOI: <https://doi.org/10.34313/978-3-290-18564-0>.

Seit 2009 befindet sich der Nachlass des Neutestamentlers und Ökumenikers Oscar Cullmann (1902–1999) an der Universitätsbibliothek Basel, darüber hinaus liegt seit 2016 ein kommentiertes Inventar dieses Nachlasses vor. Damit ist die Möglichkeit eröffnet, mehr Aufschluss über seine Kontakte und die Hintergründe seiner Positionierungen zu gewinnen. Matthias Bühlmann nutzt in seiner an der Universität Bern erarbeiteten und von Martin Sallmann moderierten Dissertation diese Chance, um sich speziell der Studie «Einheit durch Vielfalt» (1986) zu widmen, die der 84jährige Cullmann in Weiterentwicklung früherer ökumenischer Ansätze schrieb.

Im Einzelnen gibt Bühlmann nach einer Einleitung (1 [Ziffern bezeichnen in diesem Absatz Buchabschnitte, danach Seitenzahlen]) einen biografischen Abriss zum Leben und Schaffen Cullmanns (2) und beschreibt sein ökumenisches Projekt «Einheit durch Vielfalt» (3), um danach als Hintergrund fünf Phasen zu unterscheiden, in denen Cullmann seine ökumenische Sicht entwickelt hatte (4). Es folgt ein Überblick über Reaktionen (5) sowie eine Darstellung der exemplarisch klug ausgewählten Briefwechsel Cullmanns mit Wolfhart Pannenberg, Manfred Plate und Heinrich Fries, Lukas Vischer, Alexandre Papadopoulou sowie Joseph Ratzinger (6). Hier wird erkennbar, wie Cullmann mit Anerkennung und Kritik umging und die erfahrenen Anregungen in einem Zusatzkapitel zur 1990 erschienenen Neuauflage von «Einheit durch Vielfalt» einbrachte. Der Band schliesst mit «aktuellen Perspektiven», die nach der Durchsicht durch Reaktionen der Päpste seit Johannes Paul II. die Würdigung durch Papst Franziskus beleuchten (7), sowie einem Fazit in zehn Thesen (8).

Während Cullmanns Name oft eher mit einem Plädoyer für Vielfalt in Verbindung gebracht wird, zeigt die Studie, wie sehr er zwei Anliegen gleichzeitig hochhält: eine Einheit, die kein blosses Nebeneinander von Kirchen darstellt, dies aber unter Berücksichtigung der Vielfalt. Insbesondere dem Werk «Einheit durch Vielfalt» gehe es «um eine Form der Einheit, die nicht nur in der Vielfalt besteht, sondern durch sie zustande kommt» (12). Einheit und Vielfalt sehe Cullmann im Wirken des Heiligen Geistes verbunden. Die Folgen der Verweigerung gegenüber dem Geistwirken identifiziere er in Spaltung wie in Gleichschaltung.

Seit den frühen 1960er Jahren verwendet Cullmann für die Besonderheiten der Konfessionen den Begriff des Charismas (vgl. 59f.144f) und prangert es als falschen (oder gar

anarchischen) Ökumenismus an, die Charismen zu beschneiden bzw. in einer Fusion nivellieren zu wollen (vgl. 64f.165). In diesem Zusammenhang deutet er die paulinische ekklesiologische Leibmetapher nicht nur auf die individuellen Glieder des Leibes, sondern auch auf gemeinschaftliche Formen des Gliedseins, auf lokale Gemeinden bzw. Einzelkirchen schon zu neutestamentlicher Zeit und in der Übertragung auch auf die Kirchen bzw. Konfessionen (vgl. 58f.190). Als Ziel konturiert Cullmann eine «Gemeinschaft autonomer Kirchen» (vgl. 71–89). Darin würden die einzelnen Kirchen ihre eigenen Strukturen behalten, sich aber in einer konziliaren Versammlung zusammenfinden, die «als Band der Einheit dient, nicht aber die Vielfalt der Charismen tangiert» (72).

Mit dem Untertitel «Grundlegung und Beitrag zur Diskussion über die Möglichkeit ihrer Verwirklichung» sieht Bühlmann angezeigt, dass Cullmann «nicht nur die allgemeine ökumenische Debatte bereichern wollte, sondern konkret einen Beitrag für die Verwirklichung einer so gestalteten Einheit zu leisten beabsichtigte» (12). Gerade weil es ihm um die konkrete Umsetzung geht, scheint er auf Anerkennung erpicht und durch Kritik oder Distanzierung enttäuschbar gewesen zu sein (vgl. insbesondere 293–304).

Es gelingt Bühlmann, die Konturen des Alterswerks «Einheit durch Vielfalt» im Vergleich mit den früheren Vorstößen Cullmanns herauszuarbeiten. So erhellt er Bezüge der neutestamentlichen Arbeit Cullmanns zu seinem ökumenischen Denken, vor allem hinsichtlich der Einschätzung, dass die Kirchen sich in unterschiedlicher Weise in die heilsgeschichtliche Spannung von «schon erfüllt» und «noch nicht vollendet» einschreiben. Das Problem der römisch-katholischen Kirche sehe Cullmann darin, dass sie diese Spannung zugunsten der schon gegebenen Erfüllung auflöse (vgl. 104–106.121f). Bühlmann erinnert Cullmanns erstmals 1952 vorgebrachten und (u.a.) durch 2 Kor 8f inspirierten Vorschlag einer ökumenischen Kollekte, womit er «das Feld der historischen und exegetischen Studien» verlassen habe, um «einen praktischen Vorschlag anzufügen» (116). Auf diesen Vorschlag kommt Cullmann in seinem späten Werk allerdings nicht mehr zurück. Bühlmann relativiert jedoch bisherige Einschätzungen, dass insbesondere das 2. Vatikanische Konzil eine Wende in Cullmanns Denken darstelle. Nicht Cullmann habe seine eigenen Positionierungen grundlegend verändert, sondern er habe mit und nach dem Konzil neue Einschätzungen der Ökumenefähigkeit der römisch-katholischen Kirche gewonnen (vgl. 147).

Bühlmann legt eine gut lesbare und informative Studie vor, die eine Analyse der publizierten Werke Cullmanns zum Thema Ökumene mit einem interessanten Einblick in Korrespondenzen aus dem Archiv verbindet. Er profiliert einen engagierten Ökumeniker, der ein Gespür dafür hatte, dass Ökumene nicht nur von Theorie, sondern von Praxis lebt und dass es «eine unmittelbare ökumenische Pflicht zu erfüllen [gilt]: bereits jetzt gemeinsam die Annäherung zu suchen, ohne das Ende der Diskussion abzuwarten, das wir vielleicht nie erleben werden» (Oscar Cullmann, zit. 134). Bühlmann selbst schreibt sich durch den Versuch einer Aktualisierung in diese Dynamik ein.

Neben einer kleinen Zahl von Druckfehlern ist die Falschschreibung des Namens von Gian-Andrea Aepli – Autor einer anderen Studie zu Oscar Cullmann – zu vermerken. Gegenüber den Seitenzahlen im Bibelstellenregister scheint sich die Paginierung nachträglich noch verändert zu haben. Das Buch ist im Open Access verfügbar.

Chur

Eva-Maria Faber

Katharina Heyden/Martin Sallmann (Hg.), *Quellen auslegen. Konzepte und Methoden der Historischen Theologie*, Darmstadt, WBG, 2023, 211 S., ISBN 978-3-534-27816-9.

Lange Zeit war das *Arbeitsbuch Kirchengeschichte* von Christoph Marksches das unangefochtene Standardwerk, das in Proseminaren zur Einübung der kirchengeschichtlichen Methoden verwendet wurde (vgl. Christoph Marksches, *Arbeitsbuch Kirchengeschichte*, Tübingen 1995). Neue Fragestellungen und Herausforderungen, die sich nicht zuletzt aus der Globalisierung und Digitalisierung in den letzten Jahren ergeben und auch vor der Theologie nicht haltmachen, haben dazu geführt, dass in kürzester Zeit gleich mehrere Methodenbücher für das kirchengeschichtliche Arbeiten auf den Markt gekommen sind (Tobias Jammerthal/David Burkhart Janssen/Jonathan Reinert/Susanne Schuster, *Methodik der Kirchengeschichte*. Ein Lehrbuch, Tübingen 2022; Andreas Stegmann/Matthias A. Deuschle/Jennifer Wasmuth, *Proseminar Kirchengeschichte*. Einführung in die Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens, Tübingen 2022). Die Methodenbücher zeigen in ihren jeweils unterschiedlichen Zuschnitten, wie vielgestaltig sich kirchengeschichtliche Forschung und Lehre im 21. Jahrhundert gestaltet.

Katharina Heyden, Professorin für Ältere Christentumsgeschichte in Bern, und Martin Sallmann, Professor für Neuere Christentumsgeschichte, ebenfalls in Bern, haben ihr Buch unter dem Titel *Quellen auslegen. Konzepte und Methoden der Historischen Theologie* vorgelegt. Aus der Autor:innenkonstellation ergibt sich, dass das Buch tatsächlich die ganze, 2000jährige Kirchengeschichte im Blick hat und zudem auch die Kirchengeschichte der Schweiz angemessen würdigt. Bereits der Titel lässt zwei wichtige Anliegen erkennen: Die Autor:innen stellen die Analyse von Quellen ins Zentrum des kirchengeschichtlichen Arbeitens, und sie verstehen Kirchengeschichte als «Historische Theologie». Ihr Arbeitsbuch bezeichnen sie selbst als «Werkstatt» mit einer «Werkstattkiste». Die Nutzer:innen des Buchs sollen sich aus der «Werkstattkiste» (S. 11) bedienen, sind aber zugleich dazu angehalten, ihre eigenen Fragen und Perspektiven zu entwickeln. Bewusst verwenden Heyden und Sallmann die Bezeichnung «Historische Theologie», unter der sie, in Anlehnung an Albrecht Beutel, eine Wissenschaft verstehen, die die «Inanspruchnahme des Christlichen in der Vergangenheit erforscht» (S. 17). Kirchengeschichte/Historische Theologie wird im Kanon der theologischen Fächer und in ihrer Beziehung zur Geschichtswissenschaft bzw. zu anderen Geisteswissenschaften verortet. Als Ziel historisch-theologischer Arbeit formulieren die Autor:innen eine «Intersubjektive Plausibilität» (S. 29): «[...] welche (Re-)Konstruktionen der Vergangenheit, welche Erklärungsmuster und welche Narrative [erweisen und bewähren] sich intersubjektiv für die je eigene Gegenwart als plausibel»? Die Einführung in die Arbeit mit Quellen beginnt mit dem Kapitel «Suchen, Finden, Fragen» (S. 33–61). Hier erläutern die Autor:innen nicht nur, was man in den Geschichtswissenschaften unter Relikten und Quellen versteht, sondern auch, wie und wo man diese findet. Kurze Informationen zu Handschriftensammlungen, Archiven etc. helfen hoffentlich dabei, Hemmschwellen vor dem ersten Besuch dieser Institutionen abzubauen. Ausführlich wird zudem erklärt, wie eine gute historische Fragestellung gefunden werden kann, wie Forschungsliteratur recherchiert wird, und wie sich (angehende) Kirchenhistoriker:innen im Gewirr von Quellen, Fragestellung und Forschungsliteratur zurechtfinden können – auch unter Einbeziehung digitaler Hilfsmittel und Methoden.

Herzstück des Buches ist das Kapitel «Lesen, Untersuchen und Ausdeuten von Textquellen» (S. 62–164), das den Leser:innen eine ausführliche Anleitung zum Umgang mit

Textquellen vom ersten Lesen bis zum Quellenvergleich bietet. Die Frage nach der Autorschaft sowie die Datierung und Lokalisierung von Quellen wird ebenso erklärt wie die gesamte äussere und innere Quellenkritik mit all ihren Feinheiten. Auch die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte von Quellen sowie die damit verbundenen Problematiken (beabsichtigte Wirkung – tatsächliche Wirkung) werden beleuchtet. Besonders ist hervorzuheben, dass das Buch nicht nur Texte, sondern auch Bilder als Quellen für die kirchenhistorische Arbeit in den Blick nimmt und Hinweise zu deren Analyse bietet (S. 165–189). Zunächst stellen die Autor:innen die ikonographisch-ikonologische Methode nach Erwin Panofsky dar. Dieser Methode wird die Cluster-Analyse, ursprünglich eine Form der Textanalyse aus der Rhetorik, gegenübergestellt. Am Ende bieten die Autor:innen eine Synthese aus ikonographisch-ikonologischer Methode und Cluster-Analyse, die bei der Analyse von Bildern als historischen Quellen angewandt werden kann. Das Schlusskapitel (S. 190–194) fragt danach, wie historische Quellen zu verstehen, einzuordnen und zu bewerten sind. Dabei wird – wie im gesamten Buch – immer wieder betont, dass die Forschenden nie den Kontext der Quelle aus dem Blick verlieren dürfen, zugleich aber auch ihren eigenen Kontext, aus dem heraus sie die Quellen analysieren, reflektieren müssen.

Die Autor:innen sehen es abschliessend als Aufgabe historischer Theologie an, die Potentiale des Christlichen in der Geschichte zu erschliessen. Zugleich könnte ihrer Meinung nach «historische Hermeneutik auch danach fragen, welche der für die Vergangenheit rekonstruierten Potentiale der christlichen Traditionen in der je eigenen Gegenwart aktiviert werden müssten, um den politischen, sozialen und kulturellen Herausforderungen angemessen zu begegnen» (S. 193) – jedoch immer unter der Voraussetzung, dass die Historiker:innen auch ihre eigene Kontextbezogenheit reflektieren.

Das Arbeitsbuch stellt – wie der Titel schon sagt – die Quellen und ihre Analyse ins Zentrum und liefert dazu Kirchenhistoriker:innen ausführliches Handwerkszeug. Ihre eigene Position legen die Autor:innen von Anfang an offen – vor allem durch ihre Definition von «Historischer Theologie». Dies erfolgt in aller Deutlichkeit, aber ohne normativen Anspruch, so dass auch Kirchenhistoriker:innen, die ein anderes Fachverständnis haben, mit Gewinn mit dem Buch arbeiten können.

Anregend ist die Einbettung der kirchenhistorischen Quellenanalyse in theologische, geschichtswissenschaftliche, literaturgeschichtliche und kunstgeschichtliche Theorien und Methoden. Die Anschlussfähigkeit der Kirchengeschichte an theologische und nicht-theologische Disziplinen wird dadurch offenbar, wobei der Eigenwert der Kirchengeschichte nicht aus dem Blick gerät. Für Studierende in jüngeren Semestern stellen gerade diese theorielastigen Teile in ihrer notwendigen Kürze womöglich eine Überforderung dar. Fortgeschrittene Kirchenhistoriker:innen werden jedoch sicher davon profitieren und möglicherweise zur intensiveren Lektüre aussertheologischer Literatur angeregt. Hervorzuheben ist auch die übersichtliche Struktur des Lehrbuchs: Zentrale Inhalte und Fragestellungen sind am Ende der Kapitel knapp zusammengefasst; Stichpunkte am Rand bieten einen schnellen Überblick über die Inhalte im Haupttext; zahlreiche Literaturverweise runden die einzelnen Kapitel und Teilkapitel ab. Die Arbeitsmaterialien am Ende des Buches helfen bei der Durchführung einer Quellenanalyse, beim Verfassen einer schriftlichen Arbeit oder eines Exposés. Ausserdem sind die zahlreichen Anwendungsbeispiele zu würdigen: An Quellen – quer durch alle Epochen der Kirchengeschichte – werden die Analyseschritte anschaulich erprobt. Das trägt nicht nur zum besseren Verständnis der Theorie bei: Mit Hilfe dieser

Miniaturen erhalten die Leser:innen unterhaltsame Einblicke in die Vielfalt kirchenhistorischer Themen. Seien es Opferbescheinigungen aus dem Römischen Reich, Visionen der Mechthild von Magdeburg, der Streit um das Apostolikum oder die Dreifaltigkeitsikone von Andrej Rubljov – all diese Beispiele machen Lust auf eigene kirchengeschichtliche Forschungen.

Basel

Andrea Gabriele Hofmann

Rudolf Steiner, *Schriften über soziale Dreigliederung: Die Kernpunkte der sozialen Frage. In Ausführung der Dreigliederung des sozialen Organismus* (Schriften. Kritische Ausgabe [SKA 13]). Herausgegeben und kommentiert von **Christian Clement**, mit einem Vorwort von **Christoph Strawe/André Bleicher**, Stuttgart/Bad Cannstadt, Frommann-Holzboog, 2024, CXLI, 379 S.

Rudolf Steiner, *Schriften zum Verhältnis der Anthroposophie zu den Natur- und Geisteswissenschaften: Vom Menschenrätsel. Von Seelenrätseln. Goethes Geistesart* (Schriften. Kritische Ausgabe [SKA 12]). Herausgegeben und kommentiert von **Christian Clement**, mit einem Vorwort von **Johannes Kiersch**, Stuttgart/Bad Cannstadt, Frommann-Holzboog, 2023, LXIV, 470 S.

Rudolf Steiner, *Schriften zur meditativen Erarbeitung der Anthroposophie I (1912-1913): Ein Weg zur Selbsterkenntnis des Menschen. Die Schwelle der geistigen Welt* (Schriften. Kritische Ausgabe [SKA 10]). Herausgegeben und kommentiert von **Christian Clement**, mit einem Vorwort von **Terje Sparby**, Stuttgart/Bad Cannstadt, Frommann-Holzboog, 2022, LXXXIX, 197 S.

Drei neue Bde. der kritischen Ausgabe wichtiger Schriften (SKA) Rudolf Steiners (1861–1925), des Begründers der Anthroposophie, hat Christian Clement 2022/24 in seiner disziplinierten Produktivität ediert. Der Bd. 13 ist der politischste des Editionsprojektes und beinhaltet im Zentrum die Monographie *Kernpunkte der Sozialen Frage*, die Steiner 1919 als Programmschrift einer neuen Gesellschaft, eines dritten Weges zwischen Kapitalismus und Kommunismus geschrieben hat. Dazu kommen nach nicht präzise benannten Kriterien kleinere Texte aus dem Umfeld sowie aus den Jahren um 1900. Editorisch stellen sich wieder die Frage nach den Kriterien der Auswahl von Umfeldtexten. Ein besonderes Problem bilden Texte aus dem Jahr 1917 zur Nachkriegsordnung des deutschen und habsburgischen Reiches, denn deren unpublizierte Vorlagen hat das Rudolf Steiner-Archiv nicht zur Verfügung herausgegeben (S. 251) – das stellt den Sinn dieses Editionsprojektes infrage.

In der 96-seitigen «Einleitung» dokumentieren Christoph Strawe und André Bleicher eine intime Kenntnis von Steiners Schriften mit interessanten Einsichten. Aber der Text zielt auf eine Plausibilisierung von und Werbung für Steiners Ideen. Dazu wird er in die Riege von Klassikern der politischen Philosophie integriert (Habermas, Polanyi, Max Weber), aber es bleibt weitgehend bei einem name-dropping. Problematischer ist, dass die wissenschaftlichen Publikationen zu relevanten Fragen der Ökonomie, der Demokratietheorie oder den historischen Entwicklungen während der zweiten Revolution in Deutschland

im Sommer 1919 fast komplett fehlen. Eingegliedert in anthroposophische Literatur ist über weite Strecken ein Weltanschauungstext entstanden. Auch der «Stellenkommentar» – ein Herzstück in den ersten Bde.n der SKA – ist mit seinen 20 Seiten dünn und weit entfernt von den wissenschaftlichen Debatten.

Den Vorwurf, der wissenschaftlichen Debatte auszuweichen, kann man Christian Clement in seinem «Vorwort» nicht machen, er stürzt sich in die kritische Auseinandersetzung. Dabei dokumentiert er einmal mehr, wie er Steiners Vorstellungen in seinen Interpretationsrahmen integriert. Unkommentiert liest man Clements Steiner-Paraphrasen wie: «Der bürgerliche Mensch [...] lebe aber in tieferen Schichten seines Inneren weiterhin mit der vormodernen und daher noch stärker in der Wirklichkeit des Geistigen wurzelnden Gefühlen und Überzeugungen» (S. XIX); oder: Die «Dreigliederung» sei nach Steiner «nicht eine Theorie, welche der sozialen Wirklichkeit übergestülpt werden soll, um diese zu gestalten, sondern eine innere strukturbildende Tendenz der Wirklichkeit selbst» (S. XX).

Ich stelle an seine Interpretation Steiners vor allem drei Fragen, in denen es um nicht mehr und nicht weniger als um die Demokratiefähigkeit der Anthroposophie geht:

(1.) Welchen Stellenwert hat Steiners esoterische («höhere») Einsicht? Diese möchte Clement «völlig unabhängig von ihrem schwierigen anthroposophischen Hintergrund» lesen können (S. XXV). Wenn Steiner etwa behaupte, «daß dasjenige, was sozial fruchtbar ist an Ideen, eigentlich nur gefunden werden kann von den wenigen Menschen, welche sich gewisser spiritueller Fähigkeiten bedienen können», dann spreche er «keineswegs über die Organisation des Geisteslebens [...] oder darüber, wie im dreigliedrigen Staat mit Wissen umgegangen werden soll, sondern ausschließlich über die Herkunft der Dreigliederungsideen aus der besonderen anthroposophischen Denk- und Erkenntnispraxis» (S. XXX; ähnlich S. XXIX). Diese Abtrennung Steiners von seiner «höheren» Erkenntnis ist – und Clement weiß dies – inneranthroposophisch «umstritten» (S. XIII, Anm. 9), denn sie bedeutet, die Anthroposophie von ihrem «elitären» Anspruch (so Clement explizit in aller Offenheit, S. XXVI), diesem Kern und Markenzeichen, zu lösen. Clement will damit erneut Steiner zum Philosophen aufwerten und ihn als Esoteriker marginalisieren, wie er es schon in der Kommentierung von Steiners philosophischen Werken getan hat (s. SZRKG, 111 [2017], 462f.). Aber dazu müsste man Steiner das Herz seiner theosophischen Überzeugungen nehmen, Steiner hat in meiner Wahrnehmung zusammengedacht, was Clement trennen möchte.

(2.) Welches Demokratiekonzept findet sich bei Steiner? Clement strukturiert Steiners Denken über zwei Schlüsselbegriffe: Organismus und Dreigliederung. Mit dem Organismusbegriff nutzte Steiner die Metaphorik des «gesunden» und «natürlichen» menschlichen Körpers. Diese Formulierungen wies Steiner zwar als inadäquat zurück (S. 40–43), blieb aber in den Konsequenzen seiner Semantik gefangen. Die Probleme organizistischer Metaphern sind in der Politikwissenschaft insbesondere nach der NS-Zeit breit diskutiert worden – in diesem Bd. tauchen derartige Reflexionen praktisch nicht auf. Strawe/Bleicher versuchen vielmehr, Steiners naturale Denkfiguren zu plausibilisieren, also zu verteidigen (S. XL; XLVIII), aber eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Zentrum von Steiners Politikkonzeption unterbleibt.

Der gesellschaftliche «Organismus» besitzt nach Steiner drei «Glieder», die er als Ergebnis einer «objektiven Betrachtung» ausweist (S. XXXII): Geistes-, Wirtschafts- und

Rechts«leben». Hier bietet sich evidenterweise der Bezug auf Theorien funktionaler Differenzierung an, die von Strawe/Bleicher auch angesprochen werden; aber eine Diskussion auf dem Niveau der gegenwärtigen Debatte unterbleibt. Eines der Probleme ist bei Steiner die Limitierung demokratischer Verfahren auf den Rechtsbereich (S. 137. 141. 147 u. ö.). Das ist nicht nur massiv unterkomplex im Blick auf das Funktionieren moderner Gesellschaften, sondern auch Ausdruck seiner Vorbehalte gegenüber demokratischen Verfahren und führt zu der politisch zentralen Frage:

(3.) Welche Bedeutung besitzt die Demokratie für Steiner? Für Clement hat Steiner «sein Verhältnis zur Demokratie grundlegend revidiert» (S. XXVI), «der reife Steiner war also durchaus ein Advokat des Demokratischen» (S. XXVII). Allerdings kommentiert Clement von den sehr vielen kritischen Äußerungen Steiners zur Demokratie nur wenige und nimmt oft auf nicht präzise nachgewiesene Äußerungen Steiners Bezug (etwa S. XXVII). Bei Strawe/Bleicher entfällt eine Auseinandersetzung mit Steiners demokratiekritischen Aussagen gleich ganz – stattdessen weist man Kritik zurück und übt sich lieber in der Vorwärtsverteidigung, indem man unter dem Stichwort «Demokratie und Menschenrechte» das öffentliche Schulsystem kritisiert (S. CXXIV).

Das folgende Beispiel illustriert Clements Umgang mit Steiners Verständnis von Demokratie. Er interpretiert dessen Aussage, dass man «im Westen [...] die Herrschaft des Anglo-Amerikanertums Menschheitsbefreiung und Demokratie» nenne und so «den Schein, als ob man auch wirklich ein Menschenbefreier sein wolle», erzeuge (S. XXVI f.), folgendermaßen: Steiner habe nur das «verlogene Demokratiegerede gewisser Eliten» (S. XXVII) und ein «von der Hochfinanz kontrolliertes und dadurch korrumpiertes Zweiparteiensystem in den USA» kritisieren wollen (S. XXXI). Clements Verteidigung Steiners ist mindestens so problematisch wie dessen Äußerung selbst. Dass Steiner hier deutsche Stereotypen des frühen 20. Jahrhunderts gegenüber den angelsächsischen Demokratien reproduziert, wozu es eine intensive wissenschaftliche Debatte gibt, erfährt man weder bei Clement noch bei Strawe und Bleicher. Darüber hinausgehende politiktheoretische Debatten, etwa zum Verhältnis von Mehrheit und politischer Rationalität (wie der *volonté général/de tous*), die seit dem 18. Jahrhundert die Demokratiedebatte begleiten, fehlen ebenfalls. Auf des Pudels Kern stößt man, wenn man bei Clement liest, dass Steiner die Demokratie «als zeitnotwendig» betrachtet habe. Das ist bei Clement nicht (nur) als Lob gemeint, sondern auch als Relativierung. Denn damit hänge «auch der notwendige andere Gedanke zusammen, dass diese <Zeit> einmal zu Ende sein und das Prinzip der Demokratie dann ebenso überlebt sein wird, wie alle geschichtlichen Sozialformen» – so Clement (S. XXVI, Anm. 30). Für die politische Praxis bedeutet dies: Die Demokratie ist eine Regierungsform auf Abruf – jedenfalls für Clement und für Anthroposophen und Anthroposophinnen mit «höherer» Erkenntnis. Per Saldo: Steiners Aussagen über Demokratien stecken voller Vorurteile und besitzen durch ihren Anspruch auf «höhere» Erkenntnis ein strukturell antidemokratisches Fundament.

Schließlich wäre es statt der Ausbreitung anthroposophischer Plausibilisierung Steiners hilfreicher gewesen, Informationen zu seiner Praxis, in der und für die er seine Schriften schrieb, beizufügen. Die Ausführungen dazu sind dürftig (S. LXVI f.) und ruhen wieder auf anthroposophischer Literatur. Eine Thematisierung gescheiterter Praktiken (etwa der anthroposophischen Aktiengesellschaften) fehlt ebenso wie eine Analyse des Scheiterns von Steiners politischen Engagement.

In Bd. 12 der SKA geht es um das Verhältnis von Anthroposophie zu den «Natur- und Geisteswissenschaften» – und man macht sich heute kaum noch ein Bild davon, in welchem Ausmaß es hier um einen zentralen Kontext der Anthroposophie geht. Steiner lebte in einer Zeit umwälzender Entdeckungen in den Naturwissenschaften und ihrer technischen Anwendung, die die Gesellschaft tiefgreifend veränderten. Auch das Verhältnis zur Religion war davon betroffen, «Wissenschaft und Religion» war ein Megathema des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Clement hat dazu drei Texte Steiners aus den Jahren 1916 bis 1918 ausgewählt, als er während des Krieges Zeit für die Ausarbeitung von Texten neben der alltäglichen Vereinsarbeit fand. Johannes Kiersch, Dozent in der Waldorf-Lehrerbildung und ein gesprächsoffener und irenischer Anthroposoph, hat die Einführung beigeleitet.

Clement bringt die Eigenheit von Steiners Denken in dramatischer Weise auf den Punkt. Er geht von einem «Verständnisabgrund» «zwischen dem «anthroposophischen Forschungsparadigma und den akademischen etablierten Natur- und Geisteswissenschaften» aus (S. IX), und dann wird es richtig ernst:

«Steiner zeigt [...], dass Anthroposophie tatsächlich auf einem anderen Wissens- und Wirklichkeitsverständnis beruht als die etablierte akademische Wissenschaft»; die anthroposophische Erkenntnis «überfordere» das naturwissenschaftliche Denken (S. IX). Es gehe um die «Methodik einer auf spiritueller Erfahrung beruhenden Geisteswissenschaft» (S. XI); «anthroposophische Geisteswissenschaft beruht nach Steiner auf verschiedenen Formen <nicht-sinnlicher> oder <übersinnlicher>, d. h. von Inhalten sinnlicher Wahrnehmung unabhängiger Bewusstheit» (S. XII), auf einer Wahrnehmung, «in denjenigen Bereichen des menschlichen Wesens, die in der Anthroposophie als <Ätherleib>, <Astralleib> und <Ich> bezeichnet werden» (S. XIV).

Aus derartigen Äußerungen ziehe ich drei Folgerungen:

(1.) Mit konsensfähigen akademischen Wissenschaftsbegriffen ist Clements Rekonstruktion von Steiners Vorstellungen nicht in Deckung zu bringen. Seine Lesart von Steiner ist eine Steilvorlage für alle, die der Anthroposophie ihre Wissenschaftlichkeit absprechen. Ob Clement diese Konsequenzen will, ist eine Frage, ob man Steiner damit gerecht wird (ich habe da große Fragezeichen), die andere. Steiner jedenfalls wollte keine derartige Trennung von der akademischen Wissenschaft.

(2.) Die Selektionsentscheidungen dieses Bd.es sind problematisch, weil sie ein gigantisches Thema bei Steiner auf Texte von 1912/13 reduzieren, die alles andere als repräsentativ sind. Demgegenüber wäre es ein Leichtes gewesen, wenigstens in einer Einführung Vorstellungen aus unterschiedlichen Lebensphasen zu thematisieren, die andere Zugänge Steiners dokumentieren.

Auch Steiners Auseinandersetzung mit den großen Themen der Physik oder der Biologie und ihren Methoden bleibt auf der Strecke, etwa die Rezeption des von Steiner hochgeschätzten Biologen Ernst Haeckel. Durch diese Auswahl geht Clement den brennenden Debatten um Steiners Werk aus dem Weg, etwa der Evolutionstheorie, an denen die anthroposophische Kosmologie, der Lehrplan der Waldorfschulen oder die Rassenfrage hängen. Zugegebenermaßen ist der Zugriff auf Steiners biologische Vorstellungen nicht einfach, weil er sich dazu nur wenig in eigenständigen Texten geäußert hat, aber übergehen ist keine Alternative.

(3.) Die wissenschaftstheoretischen Debatten um das Verhältnis von «Natur- und Geisteswissenschaften» (respektive Kultur- oder Gesellschaftswissenschaften, aber Clement

verbleibt in der Terminologie des 19. Jahrhunderts und häufig in derjenigen Steiners) fehlen weitestgehend. Der Name Wilhelm Diltheys kommt über ein name-dropping nicht hinaus – Windelband und Rickert: nichts – du Bois-Reymond, mit dem sich Steiner intensiv beschäftigt hat: Fehlanzeige. Und nach den Reflexen gegenwärtiger Debatten um das Wissenschaftsverständnis muss man erst gar nicht suchen, es gibt sie nicht. Statt sich mit dem großen Thema der Naturwissenschaften um 1900 zu beschäftigen, wiederholt Clement, zurückgreifend auf seine Dissertation (S. XVIII), Überlegungen zur Wissenschaftstheorie, die er schon andernorts ausgebreitet hat (etwa in SKA 2). Und erneut ist die einbezogene Literatur unzureichend, es handelt sich weitgehend um ein Stelldichein anthroposophischer Autorinnen und Autoren.

Die Einleitung von Kiersch hilft auch deshalb nicht weiter, weil er sich gegen die «kritische akademische Forschung» einmauert, die seiner Meinung nach mit «engen Spielräumen, die ihnen vom Denkstil eines in vieler Hinsicht reduktionistischen Wissenschaftsparadigmas zugestanden werden» und «mit methodischen Scheuklappen» arbeite (S. XXXV f.). Er zieht daraus, wie Clement, die Konsequenz eines fast unüberbrückbaren Grabens zwischen einem anthroposophischen und einem universitären Wissenschaftsverständnis. Der Feststellung, dass sich «geistige Wahrnehmungen als solche der unmittelbaren Überprüfbarkeit [entziehen]» (S. LIII), folgert er, dass «Anthroposophie [...] methodisch etwas ganz anderes als traditionelle Natur- und Geisteswissenschaft» anstrebe (S. LIV). Damit positioniert auch er die Anthroposophie nolens volens in der Ecke einer esoterischen Praxis.

Die ganze Tragödie der Einführungen kann man an der Person Max Dessoirs (1867–1947) ablesen, Professor für Philosophie, Doyen der Okkultismusforschung, der den Begriff «Parapsychologie» prägte. An ihm arbeitete sich Steiner ab, sein Name fällt in den in Bd. 13 aufgenommenen Schriften mehr als 150 Mal. Aber in den Einführungen von Clement und Kiersch bleibt es bei drei Nennungen, ohne Erläuterung von Dessoirs Position, ohne Erläuterung des Konfliktes mit Steiner, ohne Kontextualisierung – es gibt einfach nichts. Selbst im Stellenkommentar bleibt es bei dem Nachweis der von Steiner zitierten Stellen in Dessoirs Buch «Vom Jenseits der Seele» (S. 376–388).

Letztlich geht es Clement und Kiersch einmal mehr primär um die Plausibilisierung von Steiners Weltanschauung, weniger um eine kritische und methodisch reflektierte Analyse und historische Kontextualisierung seiner Vorstellungen. Dies dokumentieren auch Verknüpfungen von Steiners Vorstellungen mit zeitgenössischen Vorstellungen, etwa zu New Age-Autoren und zur Psychologie bei Clement (S. XIII. XXIII) oder zu Kunst, zu Susanne K. Langer, Ernst Cassirer zur «mathematischen Mystik» bei Kiersch (S. XL–XLIII).

Im letzten zu besprechenden Bd. (SKA 10) sind zwei Schriften Steiners zur «Meditation» aufgenommen, *Ein Weg zur Selbsterkenntnis des Menschen* von 1912 und *Die Schwelle der geistigen Welt* von 1913; das Vorwort stammt von Christian Clement, die Einführung von Terje Sparby, Professor für Philosophie an der Steiner-Hochschule in Oslo. Was allerdings eine «meditative Erarbeitung der Anthroposophie» (Clement) kennzeichnet, bleibt unklar, ebenso Steiners Verständnis der anthroposophischen «Meditation». Als er 1918 in einem Nachtrag dafür den Begriff «Seelenweg» nutzt (S. 62), wird auch nicht klarer, was seine «Meditation» von seinen theosophischen Praktiken höherer Erkenntnis unterscheidet – wenn es denn hier eine größere Differenz gibt – oder von anderen meditativen Praktiken in Steiners Umfeld.

Clement platziert auch in diesem Bd. Steiner außerhalb der akademischen Wissenschaft. Bei der «anthroposophischen Meditation» gehe es für «[den] Menschen der Moderne» (sic) «um grundsätzlich andere Arten des Wahrnehmens, Denkens und Erkennens» (S. VII f.). Diese Diastase sieht er auch bei Inhalten. So soll die «individuelle Bewusstseinsentwicklung [...] nach Steiner in der Regel Vorwegnahme bzw. Grundlage von Entwicklungsstufen, die später auch von einem Kollektiv durchgemacht werden und eine «Kulturstufe» der Menschheit darstellen», sein (S. XV). Dies entspricht Haeckels Theorie der Rekapitulation der Phylogenese in der Ontogenese, die (natürlich) auch Steiner adaptierte, aber davon erfährt man nichts, stattdessen geht es bei Clement wieder um Fichte und Hegel sowie um Freud und Jung.

Interessanter sind für die weitere Forschung die verstreuten Hinweise auf Veränderungen in Steiners Denken. Clement etwa sieht eine Distanzierung vom Begriff Monismus seit 1902 (S. XI), eine Erweiterung des Modells von Bewusstseinsphasen (S. XIX) und eine Uneinheitlichkeit von Steiners Bewusstseinstheorie (S. XIV), aber es bleibt bei Andeutungen. Sparby erwähnt Steiners Kreation neuer Begriffe, ohne dem aber weiter nachzugehen (S. 145), und verweist auf Spannungen, etwa wenn Steiner beanspruche, einen «objektiven Zugang» zu einer höheren Welt zu vermitteln, gleichzeitig jedoch in seiner Partikularität, etwa von «Gefühlen», verbleibe (S. LVII). Literatur zur boomenden Emotionsforschung sucht man vergebens. – Bemerkenswert sind seine Hinweise, wie sehr sich das anthroposophische Milieu von einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesen Steiner-Texten entfremdet hat (S. XXXIV, XLII).

Auch Sparby weist sich als Anhänger Steiners aus, etwa wenn er seine Beobachterposition verlässt: «Steiners Werke [...] enthalten zahlreiche Schilderungen von sinnlich nicht wahrnehmbaren Realitäten» (S. XXVII), und «kein wirklicher Grund» spreche «von einem phänomenalistischen [sic] Standpunkt aus» gegen die Existenz von «rein geistigen Wesen oder Engeln» (S. LXX). Eine anregende Überlegung betrifft die Frage, ob Steiner eigene «geistige Erlebnisse» gehabt habe. «Tatsächlich lässt Steiner offen», so Sparby, «ob und in welchem Maße es sich um eigene geistige Erlebnisse handelt» (S. XXVIII; ähnlich S. XXX). Dieses Thema ist für das anthroposophische Milieu brisant, weil daran die Verlässlichkeit seiner Aussagen über «höhere Welten» und letztlich das gesamte System übersinnlicher Erkenntnis hängt. Das mag ein Grund sein, warum Sparby die konkrete Frage, ob oder was bei Steiner auf «Erfahrung» oder auf theosophische «Überlieferung» zurückgehe, offenlässt (S. XXXII). Steiner selbst war an diesem Punkt jedoch überhaupt nicht schüchtern. In *Ein Weg* beanspruchte er, eine «unmittelbar mit dem Seelen-Erleben zusammenhängende Mitteilung» zu geben; «diese Schrift kann deshalb angesehen werden als die Wiedergabe von Seelenerlebnissen.» (S. 9f.) Die an dieser Stelle notwendige Beschäftigung mit Steiners Erlebnisbegriff gibt es nicht, und hinsichtlich seiner Biographie stellen sich weitere Fragen: Mir sind keine biographischen Belege bekannt, dass Steiner selbst intensiv meditiert habe.

Sodann fehlt in den Ausführungen zum «Werkkontext» (S. XXVIII) fast alles, was man in einer wissenschaftlichen Perspektive erwarten kann, und die seitenlangen Ausführungen zu «Problemstellungen» sind eine Plausibilisierung von Steiner aus anthroposophischer Perspektive. Man erfährt nichts zum historischen Kontext, etwa der Entstehung beider Werke unmittelbar vor und nach Steiners Abspaltung von der Theosophie Annie Besants im Dezember 1912. Überhaupt bleibt der theosophische Kontext wieder unterbelichtet. Begriffe wie Kundalini, Auren und Chakren werden mit dem Hinweis erledigt, dass Steiner

«vor allem seine unmittelbare kulturelle Umgebung im Auge» gehabt habe (S. XXXVI). Wissenschaftliche Literatur dazu wird einmal mehr nicht zur Kenntnis genommen. Und ständig zeigen sich bei Sparby fehlende Kenntnisse der aktuellen wissenschaftlichen Debatten. Wenn er etwa behauptet, die Existenz der Rosenkreuzerbruderschaft des 17. Jahrhunderts im Umfeld von Valentin Andreae sei «umstritten» (S. XXXVI, Anm. 10), so bewegt er sich damit außerhalb der Forschung; schon Andreae selbst hatte die Erzählung der Rosenkreuzerbruderschaft als seine fiktionale Erzählung offengelegt, die Forschung hat dies vollumfänglich bestätigt. Vielmehr geht Sparby damit der Unkenntnis Steiners auf den Leim, der die Existenz dieser geheimen Bruderschaft kontrafaktisch postuliert hatte. Anregend sind hingegen Überlegungen in Anlehnung an buddhistische Vorstellungen, ob Steiner einigen Elementen seiner Anthropologie «einen illusorischen Charakter» zugeschrieben habe (S. LXXVII–LXXX). Allerdings führt Sparby diese Überlegungen freihändig vor, ohne direkte Bezüge auf Steiners Werk – und so lässt sich eine Diskussion mit ihm nicht führen.

Beim Stellenkommentar bleibt man dann ungläubig stehen: Nachweise stammen praktisch nur aus der SKA und aus Steiners Werken. Diese selbstreferenzielle Sammeltätigkeit geht jeder Auseinandersetzung mit außeranthroposophischen Überlegungen und Publikationen aus dem Weg. Die Begründung schlägt dem Fass den Boden aus: Steiner habe «gänzlich auf Bezüge auf andere Werke oder Autoren verzichtet» (S. 143). Aber genau deshalb benötigen die Leserinnen und der Leser Verständnishilfen, weil die «Bezüge auf andere Werke» implizit und nicht nur inhaltlich massiv in dem Text stecken.

Schließlich setzt eine schludrige Editionsarbeit dem Ganzen die Krone auf. Beim bibliographischen Apparat für *Die Schwelle zur geistigen Welt* hat man einfach via copy & paste den Apparat von *Ein Weg zur Selbsterkenntnis* (S. LXXXV) übernommen, sodass die editorischen Hinweise ins Nichts führen und die Edition in diesem Kern unbenutzbar ist. Dieses Desaster ist ein Hinweis, dass die Geschwindigkeit der Edition massiv auf die Qualität drückt.

Zusammenfassend: In diesen Bde.n türmen sich inhaltliche und editorische Probleme. In allen Einleitungstexten fehlen zentrale wissenschaftliche Dimensionen und Publikationen, es handelt sich vielfach um Weltanschauungsliteratur, die kritische Analyse durch Apologie ersetzt. Editionstechnisch wäre zudem zu überlegen, wie mit den sich wiederholenden Erörterungen zur Erkenntnistheorie umzugehen ist, während die eigentlichen Themen der edierten Texte an den Rand gedrückt oder ignoriert (übersehen?) werden. Dazu kommen nun auch editorische Probleme, keine Einbeziehung unpublizierter Vorlagen oder falsche bibliographische Angaben, die einen Bd. unbenutzbar machen. All das passiert im Verlag frommann-holzboog, einem im deutschen Sprachraum und weltweit bedeutenden Wissenschaftsverlag, und droht, dessen Renommee zu untergraben.

Fribourg

Helmut Zander

Florian Hitz, *Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser. In 28 Tagen von Genf nach Schaffhausen*. Mit einem historischen Überblick von **Margrit Wick-Werder**, Pfäffikon (Schwyz)/Bern, Fink Medien AG/Stiftung VIA, 2023, 96 S., ISBN 978-3-905865-30-1.

Florian Hitz, *Sur les pas des Huguenots et des Vaudois du Piémont. De Genève à Schaffhaus en 28 jours*. Avec un exposé historique de **Margrit Wick-Werder**. Traduit de l'allemand par **Laurent Auberson**, Pfäffikon (Schwyz)/Berne, Fink Medien AG/Stiftung VIA, 2023, 96 pp., ISBN 978-3-905865-31-8.

Der Wander- und Kulturführer *Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser* gibt einen guten Einblick in das schweizerische Teilstück des ehemaligen Fluchtweges der Glaubensflüchtlinge des vorrevolutionären Frankreichs und Savoyen. Die französischen Glaubensgemeinschaften der Hugenotten, respektive Waldenser aus dem Herzogtum Savoyen, wurden aufgrund ihrer Bekenntnisse zum Calvinismus landesweit verfolgt und durchquerten auf ihren Fluchtwegen nach Deutschland u.a. das eidgenössische Mittelland. Auf rund 580 Kilometern zwischen Genf und Schaffhausen erstreckt sich die geschichtsträchtige Route aus dem 17. Jahrhundert. Der aufgearbeitete Kulturweg folgt der alten Fluchtroute, die grösstenteils entlang den Wasserwegen durchs Mittelland führt und macht hier und da einen Umweg zu einem kulturell bedeutsamen Erbe. Auf den 28 Etappen wandern Interessierte von Genf am Arc Lémanique durch das waadtländische und neuenburgische Mittelland bis ins zentrale Drei-Seen-Land, dort wird via Aarau und Zürich durch eine landschaftlich abwechslungsreiche Wegführung das an Deutschland grenzende Schaffhausen erreicht. Zusätzlich zu den 28 Etappen bietet der Wanderführer drei Varianten (Charrot-Genf-Plainpalais; Route durchs Broyetal, Wegführung via Biel/Bienne durch die grösste bilinguale Stadt der Schweiz sowie 6 Stadtrundgänge: Genf, Lausanne, Neuenburg, Bern, Zürich, Schaffhausen).

Nach einer Einführung zum schweizerischen Teil der Kulturroute des Europarates setzt sich der Wanderführer mit den historisch bedeutsamen Wendepunkten der evangelischen und reformierten Glaubensflüchtlinge auseinander. Die Bieler Historikerin Margrit Wick-Werder macht einen geschichtlichen Überblick und diskutiert politische, gesellschaftliche und religiöse Fluchtmotive und -gründe (S. 11–21). Lesende erhalten ausserdem durch eine kurz skizzierte Chronologie der ausschlaggebenden historischen Ereignisse eine Einführung in das Zeitgeschehen. Dabei wird auch aufgezeigt, welche gesellschaftlichen und politischen Ereignisse die Gläubigen zur Flucht nötigten. Der über drei Jahrhunderte dauernde Exodus der Hugenotten und Waldenser betraf alle Bevölkerungsgruppen, von Geistlichen, Adeligen, Kaufleuten und Offizieren bis zu Handwerkern, Landarbeitern und Dienstboten und war geprägt von eher spontanen Abreisen bis zu vorbereiteten in internationale Netzwerke expandierender Unternehmer.

Der ausführlich gestaltete zweite Teil des Buches entfaltet sich als detaillierter Wanderbegleiter der 28 Etappen, welche von Genf quer durch die Schweiz nach Schaffhausen bzw. ins angrenzende Deutschland führen. Es sind die originalen Fluchtwege des 17. Jahrhunderts, auf denen Wanderer entlang der Wasserwege unterwegs sein können. Auf jeder der landschaftlich abwechslungsreichen Strecken wird auf kulturelles Erbe aufmerksam gemacht. Der Start der ersten Wander-Etappe führt von Chancy nach Genf. Historische Quellen offenbaren unterschiedlich starke Wellen von Glaubensflüchtlingen; die meisten riskierten mit der Aufhebung des Edikts von Nantes ab 1685 die Flucht. In der Folge teilte

die Genfer Regierung den anreisenden Flüchtlingsgruppen das Schwemmland beim Zusammenfluss von Rhone und Arve für den Gemüseanbau zu. Die Hugenotten brachten aus ihrer Heimat das traditionelle *Savoir-faire* der «culture maraîchère» mit – die für Genf bis heute legendäre Kardy fand Eingang in den Gemüseanbau, aber auch Bohnen, Krautstiele, Lauch, Lattich und Spargel. Im östlichen Mittelland finden sich noch heute Spuren der Textilindustrie, auch sie lässt sich zurückführen auf die überlieferten Kenntnisse der Hugenotten, die ihre Fertigkeiten an die Bevölkerung des Transitlandes weitergaben. Der Wander- und Kulturführer macht aber auch nicht Halt vor oft verdrängten und wenig glorreichen Kapiteln der Geschichte. Die in Neuchâtel bewunderten prunkvollen Bauten und imposanten Paläste von Familien wie de Pourtalès oder DuPeyrou rufen den transatlantischen Waren- und Sklavenhandel in Erinnerung; denn auch Hugenotten waren in die florierende Wirtschaft – insbesondere mit Baumwolle – verstrickt.

Das von der Stiftung VIA herausgegebene, farbige und ansprechend gestaltete Bändchen passt in jede Jackentasche, der QR-Code führt schnell zum Kartenmaterial des Bundesamts für Landestopografie swisstopo und kompensiert die etwas knapp ausgeschilderten Wegabschnitte, denn die blauen Symboltäfelchen verlieren sich unter den manchmal recht zahlreichen Beschilderungen und Hinweisen anderer Wanderrouten. Die konsequent zweisprachige Webseite via-huguenots.ch überrascht – neben den digital hinterlegten Routen – mit viel Zusatzmaterial: Angebote wie etwa der Stadtrundgang in Zürich, der Visioguide *Nauf-rage 05.09.1687*, ein historischer Abriss sowie Links zu weiteren Anbietern und Museen im Ausland.

Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser richtet sich an ein breites Publikum und ist eine Einladung, sich mit aktuellen Gegebenheiten auseinanderzusetzen. So schlägt die Ausstellung «Wurzeln schlagen – Menschen und Pflanzen im Exil | Prendre racine – Hommes et plantes en exil» den Bogen zur aktuellen Migration, indem sie in «Neuen Gärten» (des HEKS) gezeigt wird: Die Ausstellung zu den von den Hugenotten im 17. Jahrhundert nach Genf gebrachten Gemüseanbau bringt in den Familiengärten für Migrant:innen unterschiedliche Menschen in Kontakt. Der vor 300 Jahren stattgefundenene, hugenottische Einfluss auf den Gemüseanbau in der Schweiz setzt sich in der aktuellen Migration fort. Wie lange wird es wohl dauern, bis albanische oder iranische Gemüsesorten den schweizerischen Speiseplan weiter diversifizieren? Es dauerte einige Jahrhunderte, bis die Einflüsse der Hugenotten positiv konnotiert bzw. gar als Innovationsschub betrachtet wurden; nicht wenige wännen sich heute stolz, hugenottische Vorfahren ausmachen zu können! Die erwanderbaren Geschichtsetappen aus dem 17. Jahrhundert eröffnen neue Sichtweisen für die aktuelle (post-)migrantische Gesellschaft. So ermöglicht die Zeitreise ins 17. Jahrhundert die aktuellen Fluchtwege und Glaubensflüchtlinge in einem erweiterten, geschichtlichen Kontext einzuordnen.

Bern

Irène Zingg

Enrico Castro Montes/Idesbald Goddeeris/Magaly Rodríguez García/Janne Schreurs/Karel Van Nieuwenhuysse/Marjolein Wilke, *Dekolonisering in verleden en heden. Postkoloniale en subaltern perspectieven voor geschiedenisonderwijs*, Leuven, Leuven University Press, 2023, 151 p., ISBN 978-94-6270-350-6.

An introduction to postcolonial and subaltern perspectives for history education in Flemish secondary schools, written in Dutch: perhaps not the most obvious choice for a review in the *Swiss Journal for Religious and Cultural History* (SJRCH). However, with the theme of this edition of SJRCH focusing on postcolonial memory, the most recent volume in the «Historical Thinking» series of Leuven University Press does provide an interesting, practice-based example of contemporary historical culture around the colonial past, in a specific cultural and political setting: post-2020 and Black Lives Matter Belgium. Moreover, it touches on a theme even more so relevant to the focus of this SJRCH: the representation of the colonial past in history education.

Like previous volumes in the «Historical Thinking» series, *Dekolonisering in verleden en heden. Postkoloniale en subalterne perspectieven voor geschiedenisonderwijs* (Decolonising in the Past and the Present. Postcolonial and Subaltern Perspectives for History Education) is intended specifically for history teachers, but is promoted as also being relevant for historians in general and all who are interested in the topic. The compact book, only 151 pages long, covers a lot of ground. The first section provides an overview of relevant theories and historical developments, covering everything from different historical stages of (political) decolonisation – from 18th century British American colonies to post WWII-decolonisation movements – to a summary of key postcolonial, decolonial and subaltern concepts and thinkers. The second section consists of specific teaching modules on decolonisation after 1945, developed by the authors in collaboration with teachers and teacher trainers. This review will touch briefly on both sections.

The authors have compiled a comprehensive yet concise introduction to the topic. Especially useful is Idesbald Goddeeris' chapter. Goddeeris provides a fine introduction to the different phases of decolonisation, approaching it first as a political process and offering a succinct historical overview, and secondly as a (more recent) mental process. Goddeeris offers ample material/analysis for the history teacher, such as comparisons between the first two phases of decolonisation and contemporary examples of postcolonial memory in the Belgian public sphere, the latter through a paragraph on the recently renewed Afrika Museum in Tervuren.

After this broad, introductory chapter by Goddeeris, the next two chapters delve more into the theory, method and sources of postcolonial and decolonial perspectives. All the key thinkers (Saïd, Spivak, Bhabha, Mignolo) are covered, briefly but well. The value of the chapters lie in their conceptual clarity and brevity; the most important debates in the field are mentioned and concrete prompts are offered for teachers, for example on how to counter eurocentrism. This first section is rounded off by an interesting chapter on Subaltern Studies. Specifically, the focus on the influence of subaltern studies on Belgian historiography is valuable. English speakers will be happy to know that the first, more theoretical part of this chapter is based on an earlier article by Magaly Rodríguez García and Amandine Lauro, published in 2016 in the *Journal of Belgian History* (Magaly Rodríguez García/Amandine Lauro, *Belgian History and the Making of Marginality and Subalternity*, in: *Journal of Belgian History* 46/1 [2016], 14–39). Both chapters offer case studies, which

might seem a little redundant in view of the contents of section two, but especially the case studies in the chapter on subalternity are exciting and intriguing for the non-teaching readers as well, focusing on sex work and sport.

The second half of the book, in turn, is a lot less relevant for the non-Belgian and non-teaching readers, but still interesting for those working in the field of postcolonial/memory studies. It functions as a didactic incorporation of the theoretical insights from part one, and was developed in line with the new minimum targets on historical awareness in Belgium, that went into effect in 2019. In these new minimum targets, <historical thinking> was put front and centre, and compared to the previous period, concretely defined as a combination of <doing> and <knowing> history. The lessons were tested during a research project in 2020–2021, with different level students in the 5th and 6th year of secondary school. Again, for the interested reader: an English-language article published last year by the same authors – Karel van Nieuwenhuyse and Marjolein Wilke – offers a similar content and more background information on the design principles behind the lesson series (Marjolein Wilke/Fien Depaepe/Karel Van Nieuwenhuyse, *Fostering Secondary Student's Historical Thinking: A Design Study in Flemish History Education*, in: *Journal of Formative Design in Learning* 7/1 [2023], 61–81). It is in these lessons that the suitability of the subject of history in schools for in-depth, nuanced and critical reflections with students on current societal debates about identity and the colonial past come to the fore, and in that regard, this volume of «Historical Thinking» definitely lives up to its central aim of providing theory and body to current societal debates. In short, *Decolonising in the Past and the Present* is a relevant and concise introduction to postcolonial and decolonial theory for history teachers and historians alike, and – for the readers of this journal – a valuable introduction to the dynamics of (post-)colonial memory in contemporary history education in Belgium.

Tienhoven

Madelief Feenstra